

## ZUR GESCHICHTE DER GRUNDSTEINLEGUNG

Reinhard BOBACH

D-10585 Berlin, Nithackstr. 13., Deutschland  
E-mail: rbobach@aol.com

*Für Heinrich*

**Abstract:** In the traditional architecture a foundation stone has the ideal shape of a cube. This form stands for the thought of internal firmness – where something can be founded and built on. Yet, if one looks more thoroughly, the stone which seemed to be simple and solid, appears to be an unusual complex historical product: historical and sociological syntheses – partly contradictory – hide themselves behind the compact appearance of the stone. Diverse societal rituals are connected with the laying of the foundation stone. Furthermore, these rituals are shaped by temporal and regional changes. Finally, the form of the foundation stone is mutable. Only step by step it had developed into the classic cube. Later on, it has transformed into modified forms. In any case, the foundation stone and its rituals are not as simple as it seems at first glance. This article deals with this extraordinary wealth of historical relationships.

**Keywords:** Architekturgeschichte, Baugeschichte, Baugebräuche, Bauopfer, Grundstein, Menschenopfer

### VORBEMERKUNG\*

Die nachstehende Untersuchung ist ursprünglich aus einer Schrift erwachsen, welche sich mit der Logik der Zahlen befaßt. In der Arbeit wird davon ausgegangen, daß den natürlichen Zahlen 1 bis 5 bestimmte geometrische Figuren entsprechen: Punkt, Linie, Dreieck, Viereck und Pyramide, welche dabei zugleich als ein Ausdruck von elementaren Strukturen menschlicher Wahrnehmung erscheinen. Bei den darüber liegenden Zahlen 6, 7, 8, 9 ... existieren derartige geometrische Entsprechungen nicht mehr. Und umgekehrt gilt auch für solche Figuren wie Kreis, Kugel und Kegel, Tetraeder, Prisma, Zylinder usw., daß sich ihnen keine einzelnen Zahlen mehr sicher zuordnen lassen. In dem Zusammenhang geht es nun an einer Stelle des Textes um die unter diesem Aspekt ebenfalls kompliziertere Gestalt des *Würfels*.

Aus der Geometrie ist der achteckige und sechseckige, auf dem Quadrat basierende Würfel durch seine besondere Regelmäßigkeit bekannt. Im gewöhnlichen Leben aber tritt er uns vor allem als ein Mittel des Spiels und als ein Symbol der Unberechenbarkeit des Glücks entgegen. Auch in allen anderen Kontexten erscheint der Würfel als eine gleichsam doppelgesichtige Figur, die fortwährend in überraschend gegensätzliche Seiten zerfällt. Es gibt schließlich nur wenige Aus-

\* Für die Förderung dieser Studie habe ich der Volkswagen-Stiftung zu danken.

nahmen, in denen er auch einmal in „praktischer“ Hinsicht über eine längere Zeit hinweg zu bestehen vermochte.<sup>1</sup>

Als eine dieser Ausnahmen gilt der sogenannte Grundstein, der aus der Baugeschichte herrührt. In der traditionellen Architektur hat der Grundstein die Idealgestalt eines Kubus. Diese Form soll den Gedanken innerer Festigkeit – worauf sich eben etwas gründen bzw. aufbauen läßt – zum Ausdruck bringen. Bei einer näheren Betrachtung entpuppt sich der so schlicht und fest wirkende Stein jedoch als ein ungewöhnlich komplexes geschichtliches Erzeugnis: In seiner geschlossenen Erscheinung verstecken sich zum Teil widersprüchliche historische und soziologische Synthesen, womit auch die diversen gesellschaftlichen Rituale der Legung des Grundsteins verbunden sind, die darüber hinaus zeitlich und regional charakteristischen Abwandlungen unterliegen. Veränderlich ist schließlich auch seine Gestalt selbst, welche sich erst allmählich zum klassischen Kubus hin entwickelt hat und später in modernere Formen übergeht, die den Würfel dann nur noch als eine Erinnerung bergen. Der Grundstein und seine Rituale sind jedenfalls bei weitem nicht so einfach, wie sie es auf den ersten Blick zu sein scheinen. Der folgende Beitrag ist diesem außerordentlichen Reichtum an historischen Beziehungen gewidmet.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Diese Zusammenhänge habe ich genauer in zwei bislang unveröffentlichten Arbeiten dargestellt: *Zu psychologischen und sprachlichen Eigenschaften geometrischer Gestalten* und *Der Würfel. Eine sprachgeschichtliche Skizze*.

<sup>2</sup> Zur Literaturlage: Die wesentliche Literatur zur Grundsteinlegung entstand im Rahmen der Volks- und Völkerkunde am Ende des 19. Jahrhunderts. Sie hat sich besonders für das „Bauopfer“ interessiert. Den Ausgangspunkt einer systematischen Beschäftigung mit solchen und verwandten Fragen bildete in Deutschland Jacob Grimms 1835 erstmals fertiggestellte und auch international beispielgebende *Deutsche Mythologie* (GRIMM 1875–78). Die Vielzahl von Einzelmitteilungen hierzu, welche aus den verschiedensten Teilen des Landes und der ganzen Welt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengestellt wurden, hat dann Paul Sartori, Gymnasialprofessor in Dortmund, zu einer Darstellung gebracht, die von ihrer Sorgfalt her bis heute als unerreicht gelten muß: SARTORI 1898. Nachträge finden sich in seinem dreibändigen Werk *Sitte und Brauch* (SARTORI 1911: 3 ff., 195 ff.). Sartoris Methode zeichnet sich durch einen gewissen „Positivismus“ der Darstellung aus. Er gibt eine Systematisierung des von ihm unabhängig von seiner Herkunft behandelten Stoffes, aber – wie mir scheint – bewußt keine historischen Zusammenhänge. Für alles, was mit dem Bauopfer verbunden ist, konnte die Literatur bis etwa 1900 zu einem großen Teil nach Sartoris Angaben ermittelt werden. Aus den danach nicht mehr so zahlreichen Veröffentlichungen seien an dieser Stelle nur zwei umfangreichere Schriften hervorgehoben: KLUSEMANN 1919 und BECKER 1931. Klusemann vermehrt das von Sartori gebrachte Material, durchdringt es aber nicht gleichermaßen. Becker, der sich – was die Belege angeht – weitgehend auf beide Arbeiten stützt, liefert gegenüber Sartori eine zentrale neue Interpretation, die er allerdings insgesamt überdehnt: das Bauopfer als „Werkeinsatz“. Weitere Arbeiten werden in den Anmerkungen genannt. Soweit es Deutschland und die es umgebenden Gebiete Europas angeht, hat sich zur Einführung in alle diese Fragen immer noch das ausgezeichnete *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* bewährt (HANDWÖRTERBUCH).

Zur Grundsteinlegung selbst ist die früheste Schrift jene von Charles Ancillon, die in Anmerkung 3 näher erläutert ist (ANCILLON 1701). Die nächste und letzte größere Veröffentlichung stammt von Paul Rowald, Stadtbauinspektor in Hannover (ROWALD 1904). Eine geraffte Darstellung desselben Autors findet sich in *Brauch, Spruch und Lied der Bauleute* (ROWALD 1892: 1–49). Rowalds Buch hat den Vorzug, die einzige geschlossene Abhandlung zu diesem Thema zu sein, die zwar – wie schon Ancillon – vor allem auf die Antike eingeht, aber sie doch auch überschreitet. Sie ist kenntnisreich, aber teilweise oberflächlich; die benutzten Quellen sind nicht am Ort, sondern nur sehr spärlich am Ende angegeben. Auch Rowald, dem das von seiner beruflichen Herkunft her am nächsten hätte liegen müssen, hat die „arbeits-

## I

Die *Feierlichkeit der Grundsteinlegung* ist ein sehr alter Brauch, der besonders bei öffentlichen Bauten von einiger Bedeutung zelebriert wird. Darüber berichtet schon im Jahre 1735 das *Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste* Johann Heinrich Zedlers: „Solches geschieht nach Gelegenheit des Gebäudes mit ziemlichen Gepränge. Der Landes-Herr oder Stat seiner eine vornehme Person erhebt sich mit

---

soziologischen“ Aspekte der Grundsteinlegung nicht gesehen. Auf sie ist deshalb hier erst einmal besonderer Wert gelegt worden.

Für die Einordnung der Prozedur als Ganzer war am besten auf Lexika verschiedener Jahrgänge und Länder zurückzugreifen. Das läßt sich bis in das 18. Jahrhundert hinein verfolgen. In neueren Nachschlagewerken, d. h. aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind die Darstellungen zur Grundsteinlegung dagegen eigentümlicherweise kaum noch aussagekräftig: Sie sind entweder reine Wiederholungen, werden immer kürzer oder wurden schließlich ganz weggelassen. Das gilt besonders für die deutschen Lexika (und zum Beispiel auch für ungarische Nachschlagewerke). Für die *Encyclopaedia Britannica* dagegen trifft es nicht zu. Interessant wäre in diesem Zusammenhang ein detaillierter Vergleich zwischen verschiedenen Ländern und Zeiten: in französischen Nachschlagewerken ist der „première pierre“ seit der *Großen Enzyklopädie* nicht vorhanden; im traditionsbewußten England, welches zugleich für eine weltweite Verbreitung des Brauchs gesorgt haben soll, ist der „cornerstone“ (zu Beginn des Jahrhunderts war es noch der „foundation stone“) gut dokumentiert; im Hebräischen gibt es zwar einen Grundstein, auch der Brauch war den Juden eigentlich von alters her bekannt, eine spezielle lexikalische Erläuterung war jedoch nur an einer Stelle zu finden: THE JEWISH ENCYCLOPEDIA 1903: 275, 230 f., unter „cornerstone“ bzw. „consecration“ (woraus hervorgeht, daß der allgemeine/moderne Brauch der Grundsteinlegung erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts für jüdische Bauten übernommen wurde und – wie übrigens auch die Einweihung von Synagogen – einem im Detail fixierten Ritual nicht unterliegt); keine Angaben enthalten die verschiedenen Auflagen des *Schweizer Lexikon*; die *Große Sowjetenzyklopädie* verfügt für den „zakladny kamen“ lediglich über einen knappen Eintrag; von der iberischen Halbinsel ist mir durch die Literatur überhaupt nichts bekannt geworden usw. Das sind nur einige Hinweise auf eine Verteilung, deren Bedeutung sich gewiß nicht auf den ersten Blick erschließt. Sie wird erst dann interpretierbar, wenn deutlicher wird, was sich mit dem Grundstein und seinen Ritualen historisch alles verbindet. Ein darauf aufbauender systematischer Vergleich und die Erklärung seiner Ergebnisse bleiben jedoch ein Desiderat. Hier wurden jene lexikalischen Darstellungen nur insoweit benutzt, wie sie zur Analyse der Zeremonie und deren Veränderungen selbst beitragen konnten.

Mir sind bei meinen Recherchen keine weiteren wissenschaftlichen Arbeiten, die sich explizit diesem Gegenstand zuwenden würden, bekannt geworden. Das gilt vor allem für die Zeit nach 1945. Zum Baupflicht-Thema sei an dieser Stelle noch BREWSTER 1971 und MÜLLER ZEIS 1994 sowie die sehr gründliche Studie von Lajos VARGYAS 1960 genannt.

Hingewiesen sei schließlich auch darauf, daß um die letzte Jahrhundertwende herum Einschlägiges auch in anderen Sprachen und Ländern erschienen ist, z. B. SAINÉAN 1902; Stoffsammlungen gibt in Frankreich auch die *Mélusine* von 1886/87 an und die *Revue des traditions populaires* ab 1891, die schon SARTORI 1898 mit berücksichtigt hat. Eine amerikanische Arbeit (BURDICK 1901) konnte ich mir nicht zugänglich machen. Allerdings sind größere Untersuchungen, wenn sie von weitergehender Bedeutung waren, wie TYLOR 1873 oder WESTERMARCK 1907–09, in der Regel auch übersetzt bzw. im Original erhältlich gewesen. Und anderes – wie die o. g. Stoffsammlungen, Zeitschriftenaufsätze und namentlich einige frühe russische Veröffentlichungen, an die sonst im Original nicht mehr heranzukommen ist – wurde in den deutschen Zeitschriften (*Globus*, *Am Ur-Quell* usw.) sorgfältig rezensiert und in den entsprechenden Darstellungen der Zeit mit erfaßt. Daß bei einer vorrangigen Orientierung an der deutschen Literatur, wie es hier geschehen ist, Wichtiges verloren geht, läßt sich jedoch nicht völlig ausschließen. Das betrifft vor allem die Einbettung der Grundsteinrituale in den Gesamtzusammenhang der jeweiligen Kultur, aus der sie übermittelt wurden. Hierfür wäre – neben rein lexikalischen Vergleichen – auch eine komparative Betrachtung der das gewissermaßen erklärenden nationalen Literaturen nötig gewesen. Der Zuschnitt der vorliegenden Studie ist bescheidener. Trotz vieler Hinweise und einigem Weiterführenden, was in den Anmerkungen gegeben wurde, sollte der Text selbst relativ kompakt und auf den Grundstein und die mit ihm verbundenen Rituale im engeren Sinne bezogen bleiben.

einem ansehnlichen Gefolge an den Ort, es wird eine Andacht dabey gehalten, und alsdann der Stein, welcher geschickt zugerichtet, von der Haupt Person an seine Stelle gerückt, eine Gedächtniß Schrift in Kupfer oder Bley nebst einigen Denck-Münzen dazu gelegt, und etliche Kellen voll Kalck darauf geworfen. Von besagtem Brauch hat *Ancillon* eine gelehrte Dissertation geschrieben.“<sup>3</sup>

Die hier geschilderte Prozedur konnte im Einzelnen aber auch in anderer Weise ablaufen: Zum Beispiel war es nicht jedes Mal so, daß die „Haupt Person“ den Stein zurechtgerückt und anschließend „etliche Kellen voll Kalck“ darauf geworfen hat. Die feierliche Regel bestand tatsächlich eher darin, daß das in die Lage bringen noch „durch den mit der Bauausführung betrauten Mauerermeister“ geschah.<sup>4</sup> Erst dann wurde der Stein, und zwar mit den bekannten „drei Hammerschlägen“, geweiht. Es ist vorwiegend dieser jahrhundertealte Usus, der sich bis heute erhalten hat.

Die Schläge mit dem Hammer, die dabei gewissermaßen das Zentrum der Zereemonie bilden, konnten wiederum mehrere Bedeutungen in sich einschließen. Sie mochten einen „Aneignungsritus“ darstellen oder „durch ihren Lärm böse Geister vertreiben“.<sup>5</sup> Für den Anfang lassen sich beide Aufgaben sicher kaum auseinanderhalten: Das Klopfen wird einfach bedrohlichen „Mächten“ gegolten haben, von denen man der Meinung war, daß sie über das als Baugrund bestimmte Stück Erde herrschten. „Die Gründung eines Heimes“, vermerkt Paul Sartori, „ist gewiß wichtig genug, um sorgsame Rücksicht auf Ort und Zeit zu beanspruchen. Auf jeden Fall ist schon die Besitzergreifung des Bodens, der mit dem neuen Gebäude belastet werden soll, ein gewisses Wagnis. Gefährliche Mächte, die bisher ungestört an dem Platze gehaust haben, können sie als einen kecken Eingriff in ihre Rechte betrachten und sich bitter rächen.“<sup>6</sup>

In dieser Darstellung schwingt noch die Fährnis der ursprünglichen Landnahme mit, also der Okkupation von menschlich bis dahin noch nicht besiedeltem Grund.

<sup>3</sup> ZEDLER 1735: 1145. Bei der genannten Schrift handelt es sich um die schon erwähnte Arbeit des brandenburgischen Hofhistoriographen und Gesandtschaftsrates des Königs von Preußen Charles Ancillon (1659–1715), eine Studie, die in der Hauptsache auf biblischen Stellen, Beschreibungen des Tacitus, Ovid usw. beruht. Sie war anlässlich der Grundsteinlegung für den Französischen Dom in der Berliner Friedrichstadt verfaßt worden. Als erstes einschlägiges Fachsprachenlexikon wäre BEIER 1722 zu nennen.

<sup>4</sup> MEYER 1908: 456.

<sup>5</sup> HANDWÖRTERBUCH Band 3, 1372. Zu weiteren Arten des Schlagens, die jedoch seltener anzutreffen sind und mehr mit dem „Bauopfer“ in Verbindung stehend gesehen werden, siehe SARTORI 1898: 48. Eine davon war in der Hoch-Bretagne üblich, wo „man Kinder auf den Grundstein eines Hauses schlagen (läßt), angeblich damit sie sich an die Zeit erinnern, wo er gelegt wurde. Ist das der Rest eines ursprünglichen Kinderopfers?“ Die zweite wird aus der Grafschaft Aberdeen, Schottland, berichtet. In ihr sind mit dem Gedanken des Bauopfers schließlich auch Elemente eines handwerklichen *Initiationsritus* (eine Art „Ritterschlag“) verbunden: „Wenn die Ausschachtung für die Fundamente ausgegraben und alles bereit ist, wird der Grundstein an den Rand gelegt. Der jüngste Lehrling oder Arbeiter wird gerufen, sein Kopf in seinen Schurz eingewickelt (um den ‚bösen Blick‘ des Todgeweihten zu vermeiden – R. B.), nachdem er ins Wasser getaucht ist, und man legt ihn mit dem Gesicht gegen die Erde auf den Grund der Ausschachtung gerade unter den Stein, der auf den Rand gelassen ist. Ein Glas Whisky wird über seinen Kopf ausgegossen; dann thun zwei andere Maurer so, als legten sie den Stein über ihren Kameraden. Ein anderer schlägt ihn dreimal mit dem Hammer auf die Schulter“ (ebenda).

<sup>6</sup> SARTORI 1911: 3.

Viele Sagen und Vorschriften legen dar, wie umständlich früher die Wahl eines günstigen Baugrundes vorgenommen werden konnte: Man achtete auf die Zeichen, die die natürlichen Geister gaben, wählte notfalls eine andere Stelle usw.<sup>7</sup> Später mag sich dann der Begriff dessen, wovor man auf der Hut zu sein hatte, von reinen Naturvorstellungen zugleich auf solche Kräfte ausgedehnt haben, die von den ehemaligen Herren des Landes und deren mehr oder weniger bedenklichen Hinterlassenschaften ausgingen.<sup>8</sup> Endlich haben sich die Rituale der Aneignung aber nicht allein auf die Erde und ihre diversen Gespenster bezogen. Sie galten nun auch direkter dem Bauwerk selbst, welches sich darüber erheben sollte.

Was das Hämmern zur Grundsteinlegung angeht, so läßt sich ein derartiger Übergang in der Zielrichtung: von der Umgebung und dem Boden zum Gebäude hin, schon ausmachen, wenn man nur die *Art* der Hammerschläge in Betracht zieht. Das Verjagen oder Fernhalten böser Geister ist eine Tradition, welche dem heidnischen Volksglauben entspringt. Dafür schien es geraten, möglichst laut und lange zu hämmern. Ein solches „abwehrendes“ Klopfen beim Bau hat es in mehreren

<sup>7</sup> Einige dieser Bräuche, die in diesem Zusammenhang oft erwähnt werden, gibt KRAUSS 1890: 158 ff.; zu Rußland siehe HUBAD 1886: 299; für die Huzulen – ein Volksstamm der Ruthenen – KAINDL 1890: 85 f. Weiteres darüber von den Griechen, Semiten, Esten, Norwegern, Deutschen, aus dem Aargau, Siebenbürgen usw. im HANDWÖRTERBUCH Band 3, 1558 ff. Wo man den Ortsgeistern gänzlich mißtraute, konnte auch überhaupt davon abgeraten werden, das Haus an eine zuvor noch nie bewohnte Stelle zu setzen: so z. B. der Rabbi Jehuda Hachasid im *Buch der Frommen* (MESTORF 1894: 158). Auffallend ist dabei, daß die Beispiele für diese Bräuche besonders lebhaft aus *slawischen* Gebieten übermittelt werden. Dort wiederum sind sie offenbar in den *Gebirgen* stärker ausgeprägt als im *Flachland* (KAINDL 1897: 136). Jedenfalls scheint sich solche Abstimmung mit der Natur dort am längsten erhalten zu haben, wo an ihre Stelle nicht die Regulierung durch die Dorfgemeinschaft trat. Trotz der in beiden Fällen großen Bedeutung gutnachbarschaftlicher Beziehungen, wie Kaindl versichert, die Wahl des Bauplatzes von davon vielleicht nicht berührt. Vgl. KRAUSS 1887: 17: „Der Bauer ist sehr vorsichtig in der Wahl des Ortes, wo er auf seinem Grunde ein neues Haus erbauen will. Bei den Gebirgsbewohnern in Hercegovosna sind die Dörfer nicht regelmäßig gebaut. Jeder führte sich schon in alter Zeit sein Haus auf, wo es ihm am besten erschien. Rücksichten auf den Nachbarn obwalten höchst selten. Hat sich der Bauer für eine Stelle entschieden, so legt er weit auf dem Plane herum große Steine. Dort, wo er am dritten Tage darauf unter einem der Steine Gewürm vorfindet, baut er auch sein Haus hin. Die Würmer, die sich von selber unterm Stein eingestellt, sind nun das erste Bauopfer. Der Erdenherr (sahibija zemlje) hat die Stelle also selber angezeigt, die ihm genehm ist. Die Stelle ist glücklich gewählt.“

<sup>8</sup> Der Glaube, daß der Besitzer des Ortes, auf dem der Bau errichtet werden soll, sterben muß – was man durch Opfer und Vorsichtsmaßnahmen von sich abzuwenden suchte –, war sehr verbreitet: SARTORI 1898: 14 f., HANDWÖRTERBUCH Band 3, 1562, dort jeweils weitere Verweise. Bei aller Vieldeutigkeit enthält er offenbar auch den Gedanken an das wie auch immer passierte Verdrängen von früheren Besitzern des Landes und an die Sühne, die das unter Umständen erfordert. Daß der Tod des Eigentümers von den Menschen selbst herbeigeführt wurde, dafür ist allerdings nur eine Begebenheit aus dem fernöstlichen Europa bekannt: Kutschko, der Besitzer des Gebietes, auf dem im Jahre 1147 Moskau angelegt werden sollte, wurde dort in einem Teich ertränkt (HEHN 1911: 543). Eine gewisse Parallele bzw. ein äußerst westliches Gegenstück hierzu läßt sich vielleicht noch in der dramatischen Geschichte Johann August Sutters ausmachen, welche Stefan Zweig in *Die Entdeckung Eldorados* literarisch verarbeitet hat: Sutter war der Besitzer des Landes gewesen, auf dem in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Stadt San Francisco entstand. Im Goldrausch der Zeit nach 1848 war er um seinen Besitz gebracht worden. Nicht Sutter selbst, aber seine drei Söhne waren dabei dem „Mob“ zum Opfer gefallen. Der unglückliche „Alteigentümer“ hatte zunächst um riesige Summen von Geld, die ihm in erster Instanz auch zugesprochen wurden, gerichtlich geklagt, später hat er „um sein Recht“ über zwanzig Jahre lang vergeblich prozessiert. Als Bettler und Karikatur des reichsten Mannes der Welt war der „Besitzer Eldorados“ 1880 schließlich auf der Treppe zum Kongreßpalast in Washington gestorben.

Formen gegeben. In einer gemäßigten Weise ist es wohl vor allem in den Riten des „Richtfests“ fast bis auf die Gegenwart überkommen.<sup>9</sup> Bei dieser Art des Hämmerns würde der Grundstein jedoch nur ein vergleichsweise beliebiges Instrument zur *Lärmerzeugung* darstellen.

Wenn das einstmals so war, so sind dafür jedenfalls keine direkten Überlieferungen mehr beizubringen. Und in gewisser Hinsicht muß man es sogar für fernere Zeiten in Frage stellen. Denn es ist zwar gut verbürgt, daß man sich zum Errichten einer neuen Heimstatt mit den Bodengeistern ins Benehmen zu setzen hatte, worauf weiter unten noch einmal zurückzukommen sein wird. Der „genius loci“ sollte dabei allerdings in der Regel mehr beschwichtigt oder gewonnen als gereizt oder lautstark vertrieben werden. Erst aus der dabei erzielten *Übereinkunft* konnte man schließlich auch jene grundsätzliche Sicherheit ziehen, mit der dann bei der Fertigstellung des Rohbaus, d. h. anlässlich des Richtfests, gelärmt wurde. Die ansässigen Erdgeister werden damit kaum noch gemeint gewesen sein. Eher ging es um alle möglichen *unsteten* Gefahren, wie Krankheiten, Feuer, Unwetter usw.<sup>10</sup> Sie sollten sich nicht an den Ort verirren, den man für die Schaffung des neuen Heimes bestimmt hatte.<sup>11</sup>

<sup>9</sup> U. a. „Stockfisch weichklopfen“ und „Hillebille“, siehe HANDWÖRTERBUCH Band 3, 1564 f., SARTORI 1911: 4, SARTORI 1908: 172 ff. Zur „Hillebille“ als einem Signalgerät: ANDREE 1895, außerdem: SCHWARZ 1896, ANDREE 1897, ZARETZKY 1905, 1906. Zum Richtfest generell siehe auch BARTZ 1908, WEISS 1937, DIRKS 1985. Für die charakteristischen Richtsprüche: KAUFMANN 1911, REINICKE 1926, HOLLWEG 1950.

<sup>10</sup> Handelt es sich um jene Risiken, die in späteren Zeiten als „versicherbar“ erschienen? Beim *fertigen* Haus übernimmt dann u. a. die auf dem Dach befestigte Nachbildung eines Hahns, Symbol der Tapferkeit und Wachsamkeit mit dämonenabweisender Wirkung, die Aufgabe, solche Gefahren abzuwehren. Der „rote Hahn“ hatte insbesondere vor dem ihm symbolisch nahestehenden Feuer zu schützen. Ähnliches gilt für den am Giebel angebrachten „Pferdekopf“, der oft mit geöffnetem Maul nach der Seite sieht, von der Unbill zu erwarten war.

<sup>11</sup> Dabei macht Sartori auch auf eine gewisse Zwieschlächtigkeit bzw. Bedeutungsverschiebung dieser Art des Klopfens aufmerksam, wenn es nun vor allem die *Arbeitsleute* sind, die den Krach veranstalten: „Wenn im Delbrückschen mit einem Hausbau begonnen worden ist, so machen beim Fachwerksbau die Zimmerer abends einen gewaltigen Lärm; man sagt: sie rufen nach Holz, d. h. die Nachbarn sollen ihnen Brantwein bringen ... Ein Übergangsbrauch, mit dem sich dann aber wohl die Absicht verbunden hat, böse Geister zu verschrecken“ (SARTORI 1911: 4). Im Hintergrund jenes Sinnwandels steht scheinbar die anfänglich nicht so entwickelte Teilung von Besitzer und Ausführenden des Baues. Die deutschen Bauernhäuser, um die es hier in erster Linie geht, wurden ja bis weit über das Mittelalter hinaus regelmäßig von deren Inhabern selbst errichtet. (Der Philosoph Martin Heidegger hat die daraus herkommende ursprüngliche *Identität* von Bauen und Wohnen einmal für einen Vortrag zum Verhältnis von „Mensch und Raum“ in das Zentrum seiner Überlegungen gestellt: *Bauen Wohnen Denken* [HEIDEGGER 1954]. Über jene für Deutschland gewiß prägende bäuerliche Tradition erteilt ja neben der inneren etymologischen Verwandtschaft der Worte „Bauen“ und „Wohnen“ auch noch der „Nachbar“ Auskunft: Der Nachbar, so Heidegger, sei eigentlich der „Nachgebur“, der „Nachgebauer“, derjenige, der „in der Nähe wohnt“ bzw. sein Haus in der Nähe gebaut hat.) Den Handwerkern nun, die dieses unmittelbare Interesse an dem zu errichtenden Haus nicht mehr haben, dient das von Sartori betonte alte Abwehren der Geister wohl oft nur als ein Vorwand, um zu zusätzlichen Gratifikationen ihrer Tätigkeit zu kommen: „Auch sonst wissen sich die an dem werdenden Bau tätigen Handwerker ab und zu eine kleine Auffrischung zu verschaffen. Wenn ein neugieriger Besucher naht, so wird er ‚geschnürt‘, d. h. ein Maurer oder Zimmermann wirft ihm die Meßschnur um den Leib oder hält sie ihm vor oder wischt ihm die Schuhe ab und bittet in einem kurzen Spruche um ein Trinkgeld für Bier oder Wein. Wer nicht zahlt, hat allerlei Schabernack zu befürchten.“ In der Anmerkung hierzu heißt es dann wieder: „Der ursprüngliche Sinn

In den für die heutige Grundsteinlegung üblichen Hammerschlägen ist das Anliegen böse Geister zu verscheuchen jedenfalls nur noch schwer zu erkennen. Denn um sich nicht nur den Boden – ob jungfräulich oder bereits besiedelt – zum Gut zu machen, sondern sich den Grundstein selbst und mit ihm den Bau anzueignen, müssen die Schläge in anderer Form ausgeführt werden: fachmännisch kräftig und zugleich so, wie man auf einen Gegenstand seine Hand legt, um dessen Besitz gegenüber einem Dritten anzudeuten. Es ist genau diese Art von „zünftigen“, auf eine bestimmte Weise auch darüber stehenden sowie von der Anzahl und der Placierung her sorgfältig bemessenen Hammerschlägen, welche für die Grundsteinlegung eigentümlich sind.<sup>12</sup> Mit dem munteren, weithin vernehmbaren Klopfen, dem anhaltenden Werkzeuggetöse und Rasseln mit Ketten, wie sie traditionell zum Richtfest gehören, sind diese Schläge wohl nur noch entfernt verwandt.<sup>13</sup>

---

dieses Brauches ist wohl die Abwehr etwaigen bösen Zaubers.“ Einige der sog. „Schnürsprüche“, die genauso höflich wie bestimmt waren, hat auch ROWALD 1892: 69 ff. festgehalten. Nicht ganz klar ist allerdings der alte Grund dieser Sitte. Rowald, der Ähnliches zugleich bei anderen Berufen aufzeigt, vermutet sie in dem Aberglauben, „daß man den unberufenen Zuschauer für fähig hielt, dem Werk durch bösen Blick oder Wunsch zu schaden und daß er erst durch eine Spende seine günstigen Absichten beweisen mußte.“ Auf eine mit dem Bauopfer zusammenhängende Interpretationsmöglichkeit kommen wir weiter unten zurück.

Was der spezielle baubezogene Sinn aber auch gewesen sein mag: Es läßt sich hier ersehen, daß man auch die ausgeprägte historische Kontinuität des „Klopfens“ nicht allzu starr aus bestimmten Funktionsnotwendigkeiten heraus, die ohnehin nicht ganz sicher auszumachen sind, versuchen sollte zu erklären. Wie bei vielen anderen Anlässen ist solches Lärmen (ebenso der erwähnte Schabernack, das Schnüren usw.) wohl zugleich als eine Art von „Zunftmusik“ bzw. als ein simpler Ausdruck von Lebens- und Arbeitsfreude aufzufassen, was sich seine konkreten Funktionen *sucht*, sie unterstützt oder teilweise auch nur *vorgibt*, irgendeine herkömmliche Aufgabe zu haben. So war der frischgebackene Besitzer eines Hauses ja auch nach dessen Fertigstellung nicht unbedingt sicher vor mit übermütigen Späßen und Krach verbundenen Trinkgeldforderungen. Diese gingen aber nun nicht mehr von den Bauleuten, sondern unter Umständen von der Ritterschaft der Umgebung aus, die dabei einige Richtfestbräuche mit dem offenkundigen Zweck einer Art von „Schutzgelderlangung“ gleichsam parodiert hat: Über Derartiges informiert wenigstens eine Verfügung des Grafen Heinrich XII. Reuß zu Schleiz vom 27. Februar 1754, mit der die Hausbesitzer nun vor *diesen* Geistern geschützt werden sollten (abgedruckt bei HÄNSEL 1931).

<sup>12</sup> Soweit ich sehen kann, ist von der konkreten Qualität der Schläge nur in den besonders im 19. Jahrhundert verbreiteten Bausprüchen die Rede. In diesem Zusammenhang wird oft erwähnt, daß die Schläge in *Dreiecksform* (in der Mitte vom Körper weg beginnend, danach links und rechts darunter) auszuführen sind, was offenkundig dem christlichen „ein-Kreuz-schlagen“ nachgebildet war und vielleicht den angenommenen heidnischen Ursprung überdecken, abschwächen oder vermitteln sollte. Ansonsten werden die entsprechenden Passagen aus den Bausprüchen vor allem durch den Wunsch nach einer *werkgerechten Erledigung* bestimmt. „Nicht zu lose, nicht zu fest, sondern auf das Allerbest’ auf des Grundsteins Mitte ..., daß er fest und sicher ruht“, heißt es z. B. in dem an den Bauherrn gerichteten Teil eines solchen Maurerspruchs zur Grundsteinlegung (FESSLER 1860: 2). Es geht also hierbei gleichsam um einen *Segen*, den der Bauherr oder sein Vertreter für das Gelingen der Arbeit der Handwerksleute geben soll. Weitere Sammlungen von Bausprüchen, die ähnlichen Charakters, später teilweise direkte Übernahmen aus dem 19. Jahrhundert sind: STOLLREITER–GOLDBERG 1858, ERLACH–POLZ 1910, BRUDER–GEORG 1982, KLEIN 1986, NAGEL 1987.

<sup>13</sup> Dabei sind das Lärmen und die Geistervertreibung nicht einmal für das Richtfest völlig eindeutig. BARTZ 1908 hat geschildert, wie gemäßigt, fast still, dieses Fest verlaufen konnte. Und auch die „Hillebille“, welche als Instrument der Geistervertreibung par excellence gilt, war es weder ursprünglich, noch wurde sie beim Richtfest jedes Mal so eingesetzt. Sie war zuerst ein Signalgerät, das der Verständigung zwischen weit Auseinanderwohnenden, vor allem den Köhlern des Südharzes, diente (ANDREE 1895). Von Zaretzky wurde mehrmals dargelegt, daß mit ihr auch bei der Hausrichte nicht unbedingt ein „Heidenlärm“ veranstaltet wurde: „In gewisser feierlicher Weise versammeln sich die Zimmerleute nach

Aber wer war, wenn es nicht mehr die verschiedenen Geister waren, nun jener besondere Dritte, dem mit solchem Hämmern eine Inbesitznahme des Baus mitgeteilt werden sollte? Die Antwort auf diese Frage läßt sich vielleicht ermitteln, wenn man einmal die gemeinhin übliche Zeremonie mit demjenigen Ablauf vergleicht, wie er davor *Zedlers Universal Lexikon* entnommen wurde: Wo der Grundstein, „welcher geschickt zugerichtet, von der Haupt Person an seine Stelle gerückt“ wird, scheinen die Hammerschläge entbehrlich zu sein. Offenbar ist deren Ziel in diesem Zusammenhang durch das letzte Korrigieren der Lage des Grundsteins genauso gut erreicht. Es muß daher etwas Übereinstimmendes in beiden Prozeduren geben, was sie im Hinblick auf ihre feierliche Aufgabe gegenseitig ersetzbar macht. Dieses Gemeinsame scheint schließlich nur in der fachgerechten Ausführung einer Bautätigkeit durch jemanden zu bestehen, der an sich *kein* Bauarbeiter ist. Bei den öffentlichen Gebäuden ist es der „Landes-Herr“ („oder Stat seiner eine vornehme Person“), der zwar nicht vom Fach, dafür aber mit dem Bau auf eine andere Weise verbunden ist: Er ist sein Auftraggeber. Es handelt sich bei dieser Tätigkeit demnach vor allem um einen bestimmten *Anteil des Auftraggebers am Handwerk des Baus*. Und der *Adressat* dieser Geste, jener Dritte, gegenüber dem die „Inbesitznahme“ des Baus so behauptet wird, kann nun eigentlich niemand anderes sein als eben die, welche die Arbeit des Bauens praktisch ausführen sollen.<sup>14</sup> Durch das Nacheinander von „Zurichten“ und „Zurechtrücken“ bzw. „in die Lage bringen“ und „drei Hammerschläge ausführen“ wird symbolisch eine auf das konkrete Baugeschehen bezogene *soziale Ordnung* hergestellt. Mit der Grundsteinlegung trat der Auftraggeber also zugleich in seine Rolle als „Bauherr“ gegenüber den „Bauleuten“ ein.

Wie wichtig diese soziale Aufgabe der Grundsteinlegung ist bzw. im Laufe der Zeit geworden ist, das enthüllen auch andere Aspekte der Zeremonie. So wird mit der Grundsteinlegung im Anschluß an das eigentliche Ritual gewöhnlich eine „Bewirtung“ verbunden. Von der hält das *HANDWÖRTERBUCH* fest: „Aber auch bei Privatbauten tut mitunter der Bauherr den ersten Schlag, was eine kleine Bewirtung

---

Errichtung der Dachsparren, meist gegen Feierabend, oben auf dem Gebäude. Vor einem über zwei Balken gelegten, etwa 30 cm breiten und 10–15 cm dicken, beschnittenen Buchenbrette nehmen vier Zimmerleute Platz, je zwei auf einer Seite, und beginnen taktmässig mit ihren ‚Krummhauern‘ das ‚Hillebilleschlagen‘, das von fern recht melodisch klingt. Es ist ausserordentlich weit vernehmbar und nichts anderes, als eine laute Ankündigung, daß das Haus gerichtet ist, und das Richtfest seinen Anfang nehmen kann. Hierin liegt gerade die Beziehung auf das alte Schallinstrument, die Hillebille, das einst wichtige Meldungen von Hof zu Hof und Dorf zu Dorf trug“ (ZARETZKY 1905: 93). Es könnte also selbst im Fall der „Hillebille“ so sein, daß die gern als ursprünglich angesehene Funktion der heidnischen Geistervertreibung erst dann aufkam bzw. angenommen wurde, als die alte Aufgabe des beibehaltenen Brauchs, z. B. durch größere Siedlungsdichte etc., überflüssig oder vergessen wurde.

Zu den regionalen Besonderheiten des Richtfests vgl. im Einzelnen: SARTORI 1922: 30 f., LEHMANN 1926: 157 (unter „Hebeschmaus“), HESSLER 1904: 80 ff., 154 ff., 210 ff., 360 f., 376 f., 426 ff., 517 ff., 567 ff., WREDE 1924: 55 f.; 1922: 66 ff. („Schleeverdach“), HOFFMANN 1932: 41 ff., FOX 1927: 61 f., WEISS 1946: 97.

<sup>14</sup> ROWALD 1904: 88 nennt sie deshalb auch „vorbildliche Arbeit“. Solche vorbildlichen Arbeiten waren dabei früher auch das Ausmessen, Pfahlschlagen und Strickspannen, der feierliche Beginn des Ausschachtens usw. Das Legen des ersten Steines, worin begrifflich heute alles zusammenfließt, bildete den Höhepunkt dieser Feierlichkeiten.



der Zimmerleute und Maurer kostet. In der Eifel machen der Bauherr und seine Frau den ersten Schlag auf den ersten Stein, so viel Schläge sie tun, so viel Flaschen eines beliebigen Getränks müssen sie geben. Der feierliche Trunk bei der Grundsteinlegung ist weit verbreitet. Bei der Grundsteinlegung einer Kirche 1421 trat der Bürgermeister auf den ersten Stein und gab den Bauleuten ein Trinkgeld.<sup>15</sup>

Auch jener Brauch soll früher einmal mit dem Verhältnis zu diversen Geistern in Zusammenhang gestanden haben. Eine Reihe von Überlieferungen, worin die

<sup>15</sup> Band 3, 1560. Der letzte Bericht verdient vielleicht wegen seiner Abweichungen eine gewisse Beachtung. Daß der Bürgermeister nur ein Trinkgeld gab und kein Fest veranstaltete, hing sehr wahrscheinlich mit dem Zweck des Baus zusammen. Die katholische Kirche nahm in aller Regel Abstand von dem Mahl bzw. Umtrunk, sicher auch deshalb, weil sie damit heidnische Vorstellungen verband (siehe auch anschließend im Text). Derselbe Affekt scheint für die zweite Änderung zu gelten. Daß der Bürgermeister auf den Stein „trat“ und nicht mit dem Hammer darauf schlug, weist ebenfalls darauf hin, daß man damit einmal – trotz oder mit der vermutlich späteren Kreuzform der Schläge – vorchristliches Brauchtum assoziiert hat: Allein das Symbol des Hammers ist ja, sich mit dem „Blitz“ und „Donner“ überschneidend, im alten Volksglauben insbesondere mit dem Wetter- bzw. Bauerngott Donar/Thor verbunden, und „Meister Hämmerlin“ war später auch ein anderer Name für den Teufel selbst. Für die katholische Kirche, deren Grundsteinlegungen im Mittelalter unter den öffentlichen Bauten eine besondere Rolle spielten, wurde deren Ritual spätestens durch das *Pontificale Romanum* von 1596, in nicht so allgemein verbindlicher Form wahrscheinlich auch schon durch seine Vorläufer seit dem 10. Jahrhundert, festgelegt, ebenso der Ablauf der von ihr als wichtiger angesehenen Kirchweihe (siehe PONTIFICALE ROMANUM 1939). Ein Hämmern auf den Grundstein ist hierin zwar nicht direkt untersagt, aber auch nicht vorgesehen, woran sich auch durch spätere Überarbeitungen nichts geändert hat. Selbst beim Auftakt zu größeren Bauten, in denen sich Weltliches und Geistliches so stark vermischt haben, wie es etwa bei der Fortsetzung der Bauarbeiten zum Kölner Dom der Fall war, wurde zwar aufwendig gehämmert, der Klerus hat sich daran jedoch nicht beteiligt (vgl. DAS KÖLNER DOMBAUFEST ... 1992: 9). Nicht-Katholiken hatten damit weniger Schwierigkeiten. So wie sich protestantische Pfarrer in Deutschland auch um eine Vermittlung von Christentum und altem Volksglauben (den sie hierfür „entzauberten“, d. h. von der „Zauberei“ separierten) theoretisch bemüht haben (etwa: FREYBE 1910), so haben sie auch bei Grundsteinlegungen ohne Zögern einmal zum Hammer gegriffen. „Mit bekränztem und mit schwarzrot-goldenem Band geschmückten Hammer that Herr Pfarrer Lumnitzer hiermit die weihenden drei ersten Hammerschläge“, sagt z. B. der *Festbericht über die Feier der Grundsteinlegung der Auferstehungskirche zu Klostergrab am 12. Dezember 1900* (FESTBERICHT ...). Beides war auch als ein Affront gedacht. Die evangelische Kirche zu Klostergrab in Böhmen (tschech. Hrob = Grab) war am 12. Dezember 1617 durch Gesandte des Erzbischofs von Prag niedergebrannt worden, was zu einem der Ausgangspunkte des dreißigjährigen Krieges wurde. Die Grundsteinlegung zu deren Wiederaufbau im Jahre 1900 war deshalb bewußt als eine Demonstration des deutschen Protestantismus in Böhmen gestaltet worden, wovon diese Art des Hämmerns dann ein wichtiger Bestandteil war.

Bei der katholischen Grundsteinlegung spielt zugleich das hier betrachtete Verhältnis zu den Bauleuten überhaupt keine Rolle. Das mag u. a. damit zusammenhängen, daß bis in das Hochmittelalter hinein eine besondere rituelle *Übereinkunft* zwischen dem Klerus als Auftraggeber und den Bauausführenden deshalb nicht notwendig war, weil das überwiegend die Mönche selbst waren (auch die ersten Architekten waren bekanntlich Mönche gewesen). Aber ein katholischer Geistlicher war auch bei der später stärkeren Selbständigkeit des Handwerks schon aus Gründen dafür zentraler biblischer Überlieferungen (siehe weiter unten im Text) nicht in der Lage, den Bauleuten ein „Trinkgeld“ zu geben. Diesen Teil der Zeremonie wird er, wie auch in dem o. g. Bericht aus dem Handwörterbuch ..., in der Regel einem weltlichen Bauherrn überlassen. Für protestantische Pfarrer ist eine solche Aufgabenteilung dagegen nicht mehr üblich. Sicherlich nicht auf einen einfachen Abfall vom Christentum, weist vor allem die Aufnahme des Hämmerns durch sie also auf zweierlei hin: auf ein verändertes Verhältnis zum alten Volksglauben (Pfarrer Lumnitzer in seiner Rede: „Das Christentum bringt erst das Volkstum recht zur Blüte und zur Kraft“) und auf eine stärkere Integration erst einmal separierter weltlicher Aufgaben, was sich in diesem Zusammenhang in der unmittelbaren Übernahme der „Bauherrnrolle“ durch den Pfarrer ausdrückt.

Bewirtung noch mit den Trank- und Speiseopfern für die zu gewinnenden Geister verwoben war, zeigt dies wenigstens an.<sup>16</sup> Allerdings läßt bereits die oben gegebene Darstellung von diesem Anliegen nur noch recht wenig spüren. Die Bewirtung wirkt kaum mehr wie ein „Zauber“. Vielmehr scheint auch sie schließlich vor allem dem Ziel einer symbolischen Befestigung des eben eingegangenen Verhältnisses von Bauherr und Bauleuten gewidmet zu sein.

Die Übernahme der Bauherrnrolle durch den Auftraggeber wurde von den Arbeitern nicht nur prinzipiell gefordert, was zum Teil, wie man vor allem den Grundsteinreden entnehmen kann, recht streng geschah.<sup>17</sup> Diese Rolle sollte zugleich von der Gesamtheit der Bauleute auf eine bestimmte Weise *anerkannt* werden. Bei näherem Zusehen übernimmt die Bewirtung in erster Linie eben diese Funktion.

In der Darstellung des Handwörterbuchs ... dominiert die Verpflichtung des Bauherrn: Der Ausschank erscheint als eine Art von Vorschuß auf das spätere Entgelt bzw. als ein Versprechen, sich während der Arbeit auch um das leibliche Wohl der Indienstgenommenen zu kümmern. Tatsächlich sind es aber mehr die Bauleute, die sich durch den Ablauf der Zeremonie jetzt selbst verpflichten. Indem sie die Bewirtung *annehmen*, stimmen sie auch dem zuvor demonstrierten Anspruch auf Bauherrschaft ihres Wirtes zu.<sup>18</sup> Beide Teile der Zeremonie gehören zur Grundsteinlegung. In ihr wird auf diese mehrschichtige Weise ein symbolischer *Kontrakt* zwischen Bauherr und Bauleuten geschlossen, wofür alle weiteren Anwesenden im Grunde nur Zeugen oder gar Zaungäste sind.<sup>19</sup> Daß die Grundsteinlegung diese

<sup>16</sup> Siehe u. a. WREDE 1924: 55 f.

<sup>17</sup> Für die Handwerker knüpfte sich daran ja nicht nur die Bezahlung, die materielle Entschädigung ihrer Mühen, wie man heute oft meint, sondern zugleich das ebenso wichtige „gute Gelingen“ des ganzen Baus.

<sup>18</sup> Der wesentliche Unterschied dieses Umtrunks zu den oben erwähnten Formen, in denen sich die Bauleute etwas Trinkbares verschaffen, liegt schließlich darin, daß er *vor* dem berühmten Durst stattfindet, der vom Staub der Bauarbeiten herrührt. Er ist also noch nicht *verdient*, sondern zeremonieller Natur und begreift deshalb eine spätere Gegengabe ein.

<sup>19</sup> Der Vertragscharakter kommt vielleicht noch deutlicher in einer weiteren und heute ebenfalls noch praktizierten Variante des Grundsteinlegens zum Ausdruck: „Der Bauherr und die Bauleute machen je drei Schläge mit dem Hammer auf den Stein und begleiten sie mit guten Sprüchen“ (BROCKHAUS 1893: 500). Hier entfällt die besondere Erwähnung des vorherigen „Zurichtens“, obwohl es vermutlich in ähnlicher Weise stattfindet; siehe z. B. die Beschreibung in MEYER 1849: 189: „Nachdem nämlich der Grundstein ... in die gehörige Lage gebracht worden ist, erhält derselbe vom Bauherrn oder bei öffentlichen Gebäuden von der vornehmsten unter den anwesenden Personen einige Hammerschläge und einen Bewurf seiner Fugen mit etwas Kalk ... Dem Beispiele des Bauherrn oder des Vornehmsten folgen andere Interessenten an dem Bau, die Baumeister, die Gewerke etc.“

Neben der Herstellung einer *Hierarchie* wird in beiden Fällen nun die *Partnerrolle* der Bauleute stärker betont. Selbstverständlich durch ihren Vertreter, einen Gesellen, den Meister oder – weniger eindeutig – auch den Bauleiter, nehmen sie im Grunde gleichberechtigt an der Zeremonie teil. Wie stark die Rolle der Handwerksleute dabei sein konnte, davon vermitteln nicht nur die verschiedenen Bauspruchsammlungen einen Eindruck. Auch das in diesem Zusammenhang oft zitierte 9. Kapitel aus den *Wahlverwandtschaften*, worin der ausgewiesene baukundige Goethe eine Grundsteinlegung beschrieben hat, ist ganz von einer – wenn auch sich rituell selbst zurück bindenden – Vorherrschaft des Handwerks beim Bau getragen. Dabei macht es übrigens – was im *Brockhaus* recht offen gelassen wurde – einen keineswegs unwichtigen arbeitssoziologischen Unterschied, in welcher *Reihenfolge* Bauherr und Meister bzw. Bauleiter jeweils ihre Schläge auf den Stein ausführen: Wenn zuerst der Bauherr mit dem Hammer klopft – wie noch in Meyers *Conversationslexikon* (siehe oben) beschrieben – und ihn dann an den Meister ab-

konventionelle Aufgabe hat, wird schließlich auch daran erkennbar, daß sie nie – wie eine Vielzahl anderer Feierlichkeiten – abends stattfindet: Das demgegenüber eher öffentliche Richtfest zum Beispiel wird vorzugsweise an einem Sonnabend veranstaltet und mit einem ausgiebigen Mahl beschlossen.<sup>20</sup> Für den Erfolg der Grundsteinlegung scheint es aber besonders wichtig, daß die Bauleute auch in ihrer Rolle als Bauleute, d. h. unter anderem in ihrer richtigen Arbeitskleidung und zur entsprechenden Zeit, der Arbeitszeit, daran teilnehmen. Denn tatsächlich ist die Prozedur auch mit dem vergleichsweise bescheidenen Umtrunk noch nicht ganz beendet. Zur Bestätigung des eben geschlossenen Vertrages bedarf es im Grunde noch eines weiteren Aktes: Nach der Bewirtung, dessen Ende der Bauherr für alle Arbeiter vernehmlich verkündet, haben sie „ohne Murren“ an ihr Werk zu gehen. Erst dann, wenn der Bauherr sich hiervon überzeugt und sich ersichtlich mit dem Meister der Bauleute separat in Verbindung gesetzt hat, kann er den Ort der Feierlichkeit auf eine Weise verlassen, die anzeigt, daß er nunmehr anderen, seinen „eigentlichen“ Aufgaben nachgeht. Auch das gehört zur Bestätigung dieser Vereinbarung. Es überträgt einen Teil seiner eben wahrgenommenen Rolle wieder auf den Bauleiter bzw. Meister *zurück*. Ab diesem Zeitpunkt hat der Bauherr den einzelnen Arbeitern keine direkten Anweisungen mehr zu geben.

Wie weitgehend diese Übertragung im Anschluß an die Grundsteinlegung ist, läßt sich auch daraus ersehen, daß die nächste Feierlichkeit, die „Gleiche“ oder „Schlußsteinlegung“, von den Bauleuten nicht nur vorbereitet wird, sondern daß sie zugleich – im Unterschied zur Grundsteinlegung – nun selbst den Bauherrn hierzu

---

gibt, kann das Hämmern des Meisters gleichsam als eine Antwort und Bestätigung des Arbeitsvertrages gelten. Bei Goethe ist es nicht zufällig nur ein dafür ausgewählter Geselle, der die gesamte Zeremonie streng nach den Bräuchen der Zunft lenkt; er gibt sich bei aller Bestimmtheit selbst als Diener, nicht als Herr. Würde aber umgekehrt zuerst der *Meister* seine Schläge ausführen und dann seinerseits den Hammer an den Auftraggeber aushändigen, könnte dieser nicht mehr als „Bauherr“ im eigentlichen Sinne gelten. Er wäre in diesem Falle selber nun nicht mehr als ein Gast. Die soziale Ordnung, die in jeder Zeremonie eine große Rolle spielt, hätte sich damit gewissermaßen von der „Ordnung“ auf das „Soziale“ hin verlagert. Aber zugleich wäre die Komplexität, welche ein Bauvorhaben an sich hat, damit fast völlig auf seine handwerkliche *Ausführung* reduziert – eine (sozusagen: „sozialistische“) Nachlässigkeit, die über kurz oder lang vor allem auch zu einer Degenerierung der Handwerkstraditionen führen muß bzw. sie begleitet. Das Entkräften der Macht der Zünfte, vor allem im Kampf um die „Gewerbefreiheit“, war ja eine der geschichtlichen Bedingungen für die Entwicklung der freien Lohnarbeit gewesen. Und es bleibt ein Hintergrund für die spätere Verbreitung des – auch kaum noch gewerkschaftlich organisierten – „Gast- und Billigarbeitersystems“, wie es heute das Bauwesen teilweise bestimmt. Dabei kann dann oft nur schwerlich bewußt sein, warum die Arbeiter überhaupt zur Grundsteinlegung erscheinen. Obwohl man das auf den ersten Blick vielleicht nicht zu unterscheiden vermag: Die gewöhnlich durch Vermittler rekrutierten und kontrollierten Arbeitsleute werden nun ihrerseits von Kontraktpartnern zum bloßen Publikum bei dieser speziellen Zeremonie. Mit dieser zunehmenden Vermittlung modifiziert sich zugleich deren Vertragscharakter (durch Einbeziehung neuer Partner, z. B. des Bauleiters, Architekten usw.) oder er wird schließlich wieder von anderen Anliegen überlagert.

<sup>20</sup> Was nicht daran hinderte, daß eventuell ein zusätzliches „Richtegeld“ an die Zimmerer bezahlt werden mußte. Nach der Gesellenordnung der Zimmerleute Hamburgs aus dem Jahre 1670 zum Beispiel betrug es bei kleineren Gebäuden eine Tonne Bier, bei größeren zwei bzw. die entsprechende Geldsumme (WISSELL 1974: 399).

einladen.<sup>21</sup> Und die Art des Verlassens der Baustelle durch den Bauherrn unterstreicht die Berechtigung dieser Übertragung; sie sagt, warum er die eben demonstrierte Baukompetenz an den Meister abgeben *muß*.

Je vermittelter der Zusammenhang zwischen Herr und Ausführenden beim Bau ist, desto bedeutsamer wird dann die Zeremonie, die die Bindung zwischen ihnen in das Bewußtsein hebt. Das ist wenigstens einer der Gründe dafür, daß sie schon früher bei öffentlichen Gebäuden mit einigem Aufwand betrieben wurde und sich vor allem hier bis heute erhalten hat.

Die „Aneignung“ des Baus gegenüber den Bauleuten erhellt außerdem, warum der Bauherr bei der Grundsteinlegung meist ein besonderes *Werkzeug* verwendet hat. Das eigene Werkzeug des Bauherrn deutet zunächst auch seine eigene Baukompetenz an – ein Ausleihen des Hammers von den Bauleuten würde diese Befugnis in Frage stellen. Von der Schlußsteinlegung ist so etwas nicht überliefert. Für die dabei ebenfalls vom Bauherrn auszuführenden Arbeiten (ein einfaches Einschlagen des Steins) kann und sollte zur Bestätigung ihrer Verbindung das nun wirklich zum Einsatz gekommene Werkzeug verwendet werden. Zu diesem Zweck wird es „mit einem roten Band umwunden“ von den Handwerkern übergeben. Der extra für die Grundsteinlegung bestimmte Hammer kann aber noch eine zweite Funktion erfüllen, deren Demonstration bei der Schlußsteinlegung nicht angebracht wäre: In früheren Zeiten war er aus besonderem Material und reich verziert, wodurch in ihm auch außerhalb des Baugeschehens vorhandene Macht und Aufgaben seines Besitzers zum Ausdruck kamen – „Ähnliche Feierlichkeiten bei der Grundsteinlegung waren schon bei den alten Ägyptern gebräuchlich, und, ganz wie bei uns häufig noch jetzt, hatten die Fürsten dabei, wie J. Dümichen in seiner ‚Baugeschichte des Tempels von Dendera‘ (Straßb. 1877; Nachdruck Starnberg 1988 – R. B.) nachgewiesen hat, mit kostbaren Werkzeugen die ersten Arbeiten zu vollziehen. Solche goldene Hämmer und Kellen sind bis auf unsre Zeit gekommen.“<sup>22</sup> Heute wird man auch in dieser Hinsicht einfachere Werkzeuge als günstiger empfinden.<sup>23</sup>

<sup>21</sup> Vgl. HANDWÖRTERBUCH Band 3: 1560. Das *Richtfest* wiederum ist dann als eine *gemeinsame* Veranstaltung der bis dahin am Bauen Beteiligten zu betrachten. In seinen begleitenden Riten spielt die „soziale Ordnung“ des Baus keine Rolle. Man könnte vielleicht sogar sagen, daß eine der Aufgaben des Richtfests darin besteht, diese Ordnung für die bis zu diesem Punkt einbezogenen Gewerke feierlich wieder *aufzulösen* – auch die helfenden Nachbarn werden ja besonders zu dieser Feier geladen. Daß dabei dem Richtfest traditionell eine größere Bedeutung als der „Schlußsteinlegung“, auch „Gleiche“ genannt, zukommt, mit der heute im Prinzip das Werk der Maurer ja schon getan ist, daß es insgesamt volkstümlicher und vielfältiger als auch schon die Grundsteinlegung ist, hängt nicht nur mit dem damit erreichten weiteren Fortschritt im Baugeschehen zusammen. Denn immerhin fehlen auch bei der Hausrichte noch das Dach und der aufwendige Innenausbau, bei den Fachwerkhäusern kamen die Maurer sogar erst nach dem Richtfest zu ihrer eigentlichen Arbeit. Vielmehr ergibt sich das aus der früher übertragenden Bedeutung der *Zimmerleute* und des *Holzhauses*, später der Fachwerkhäuser, die deshalb auch im Zentrum der „historischen Hausforschung“ (die vor allem auf Ostmitteleuropa bezogen gewesen ist) – im Unterschied zur (eher westlichen) „Architekturgeschichte“ – stehen.

<sup>22</sup> MEYER 1908: 456. Bei der Neugründung der Burg Hohenzollern am 25. Mai 1454 wurde von den anwesenden Fürsten ein silberner Hammer und eine silberne Kelle mit eingearbeitetem Wappen verwendet, die sich bis zum 17. Jahrhundert im Schloß befunden haben sollen (ROWALD 1904: 73–74). König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen benutzte bei der Grundsteinlegung zum Weiterbau des Kölner Doms am 4. September 1842, woran auch der österreichische Staatskanzler Metternich teilnahm, eben-

## II

Aber der Bauherr brachte nicht nur sein eigenes Werkzeug mit solcher Doppelbedeutung mit. Der Grundstein *selbst* stellt bis heute gleichsam ein solches Mitbringsel dar. Er hat nicht den Charakter eines gewöhnlichen Baumaterials. Vielmehr wird der Grundstein von den Arbeitern für den Herrn eigens zugerichtet und versinnbildlicht in gewisser Hinsicht auch später noch seine Anwesenheit im Bau. Daß er dabei nicht irgendein Stein der Grundmauer, sondern üblicherweise ein *Eckstein* ist,<sup>24</sup> zeigt zugleich die besondere Rolle des Bauherrn an: Er ragt sozusagen heraus,

---

solche Werkzeuge (GEISSEL 1865: 62). Zar Nikolaus II. bekam bei der Legung des Grundsteins zur Brücke Alexanders III. in Paris (7. Okt. 1896) eine goldene Kelle und einen stählernen Hammer mit Griff aus Elfenbein, beide mit einer Reihe von Inschriften, Gravuren usw. versehen. Der französische Präsident Faure erhielt für diese Feier einen *zweiten* Hammer dieser Art mit einer komplementären Inschrift (ROWALD 1904: 88).

<sup>23</sup> Diese „demokratische“ Veränderung ist schon bei der o. g. Feier in Paris zu erkennen. Die ansonsten vielleicht unauffällige oder kaum verständliche Teilung der Werkzeuge in Gold und Stahl hat eben diese Bedeutung. Die goldene Kelle war allein für den russischen Zaren bestimmt, der französische Präsident hat sie nicht, sondern nur seinen stählernen Hammer benutzt. Kelle und der für Nikolaus II. bestimmte Hammer, welche er anschließend beide als Geschenk erhielt, konnten nicht nur mit ihren Inschriften, sondern schon von ihrem Material her (samt der in Paris verbliebenen Doublette des Hammers) auf eine äußerst raffinierte Weise das russisch-französische Verhältnis symbolisieren.

In Deutschland dürfte eine solche Umstellung mit dem Ende des Kaiserreichs, d. h. in der Weimarer Republik, begonnen haben, was durch das „Dritte Reich“ jedenfalls nicht unterbrochen wurde. Daß das silberne Werkzeug der Hohenzollern nicht weiterbenutzt wurde, ist sicher. Eine besondere Note hat die „Einfachheit“ allerdings in der Zeit des Nationalsozialismus bekommen. Das in der Schaffung einer „eigenen“ Architektur bekanntlich überaus ambitionierte „Dritte Reich“ hat auch auf die Zeremonie der Grundsteinlegung einen besonderen Wert gelegt. Gegebenenfalls hielt Adolf Hitler selbst die Ansprache hierzu, wie bei der Grundsteinlegung des Hauses der deutschen Kunst in München am 15. Oktober 1933. Aufschlußreich sind in diesem Zusammenhang auch die detaillierten Anweisungen, welche die „Reichsjugendführung“ für *Die Grundsteinlegung für Heime der Hitlerjugend* (ABT 1938), verbreiten ließ. In ihnen kam zunächst ein Bau- und Ewigkeitspathos zum Ausdruck: „Das Bauen, meine Kameraden, das ist so etwas wie eine Religion, d. h. es hat viel weniger mit Stein und Mörtel zu tun als mit Erleben und Glauben. Denn alles, was wir baulich gestalten, ist nicht für diese Zeit, obwohl es aus dieser Zeit ist, sondern alles, was wir gestalten, ist für die Ewigkeit“ (Baldur von Schirach, in: ABT 1938). Zugleich war diese quasi-religiöse Ergriffenheit mit dem Gedanken der Einfachheit, der „Mitte“ (wo der Grundstein zu sein hatte), der Bodenständigkeit und der besonderen Betonung der Handwerkstraditionen verbunden. Das legte zugleich den höchst symbolisch gemeinten Einsatz derben und originalen Werkzeugs nahe. Auch nach dem „Dritten Reich“ blieb es wohl selbst bei den feierlichsten Anlässen meist so, daß die Werkzeuge – nun ohne diese symbolische Überhebung – nicht mehr extra mitgebracht, sondern (wie früher nur bei der Schlußsteinlegung) von einem Meister aus dessen Fundus dem Vertreter des Bauherrn für die Schläge überreicht werden. Teilweise werden sie dafür geschmückt.

<sup>24</sup> Vgl. z.B. MOTHES 1875–76: 503, WASMUTH 1930: 688. Gelegentlich wird betont, daß es darüber hinaus der „nach Osten zu liegende Eckstein“ sein soll (MEYER 1849: 189; PIERER 1859: 729), was in älteren Berichten über Grundsteinlegungen zuweilen auch erwähnt wird: „auf der Morgenseite“ (WELCKER 1843: 23). Eine besondere Begründung für diese Anordnung nach Osten hin ließ sich bisher nicht ausfindig machen. Aber schon der berühmte heilige „schwarze Stein“ der „Kaaba“, des Hauptheiligtums der Mohammedaner, der ja auch als eine Art von Ausgangspunkt bzw. „Grundstein“ des Gebäudes zu verstehen ist, wurde in der östlichen Ecke des Bauwerks, d. h. in Richtung der aufgehenden Sonne, vermauert.

ist nicht unbedingt in der „Mitte“ des Baus,<sup>25</sup> aber für sein Gelingen von erkennbarer Bedeutung.

In der traditionellen Architektur hat der Grundstein darüber hinaus die eingangs betonte Form des Kubus.<sup>26</sup> Das ist eine Gestalt, die nicht nur zu seiner oft gewählten Lage als Eckstein paßt und den bei Grundmauern früher teilweise verwendeten Steinmaßen entspricht. Der kubischen Form wird generell eine „statische

<sup>25</sup> Auf eine bedeutungsvolle Abweichung hiervon im Nationalsozialismus wurde bereits aufmerksam gemacht. Sie hat auch etwas mit der – mehr oder weniger bewußten – Abgrenzung gegenüber der *christlichen* Tradition des „Ecksteins“, worauf noch eingegangen wird, zu tun. Das ist jedoch kein Produkt erst des 20. Jahrhunderts gewesen. Man findet diese Positionierung des Grundsteins – mit verwandtem Bestreben – etwa auch am Ende des 19. Jahrhunderts, zum Beispiel bei dem Grundstein für das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, der an zentraler Stelle, in der Mitte der Vorderfront dieses monumentalen Baus (zu Füßen des Heiligen Michael), versenkt wurde. Und das knüpft zugleich an bestimmte Gebräuche des aus dem Mittelalter herkommenden *Kirchenbaus* an, wovon Rowald berichtet, daß der Grundstein „unter dem künftigen Hochaltar, in protestantischen Kirchen auch unter der Kanzel, mit Vorliebe aber sowohl in kirchlichen wie in weltlichen Bauten unter dem Hauptportal“ vermauert wurde (ROWALD 1904: 7). Von letzterem (unter dem Portal), auf einladende Gastlichkeit verweisend und zugleich griechisch-römische Traditionen aufnehmend, findet sich auch bei Goethes „Salve“ an der Schwelle zu seiner Wohnung eine Spur. Mit jedem dieser Orte, auch mit der bestimmten *Zahl* der Grundsteine (die 1, 4, aber auch 12 betragen konnte) wurde ein anderer Akzent gesetzt. Der „Eckstein“ steht dabei, wie man es weiter unten speziell auch für das Christentum ansehen wird, für eine eher geistige Vertretung des „Herrn“, der in die Mitte rückende „Grundstein“ für den Gedanken „irdischer Stabilität“.

<sup>26</sup> Vgl. auch PALLAS NAGY LEXIKONA 1893: 283. Die Würfelform ist zum Beispiel gut sichtbar beim Grundstein der Cölestinerkirche in Paris, der am 26. Mai 1365 gelegt und in der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Achse unter der Mauer der Apsis entdeckt wurde. Dieser Grundstein war außerdem mit einer Inschrift und auf der oberen Seite mit einem Kreuz, dessen Enden Lilien bilden, versehen. Eine Abbildung dessen findet sich bei ROWALD 1904: 63. Beide Daten sind nicht zufällig. Die Würfelform für den Grundstein scheint sich – jedenfalls in Europa – vor allem im christlichen Mittelalter ausgeprägt zu haben, für die Zeit davor ist auch außerhalb Deutschlands, wo es kaum echte Steinbauten gab, im allgemeinen keine solche Festlegung auszumachen. Dabei müssen sich in der kubischen Form des Grundsteins mindestens zwei Wege gekreuzt haben. Der eine führt hierhin von der zunehmend regelmäßigen, kunstvollen Bearbeitung des vorgefundenen und dabei auch gedanklich als Bauelement rekonstruierten Steines. Dieser Weg ist vielleicht am deutlichsten noch an der freimaurerischen Symbolik abzulesen. Die andere Entwicklung aber geht vom Höhenwachstum des bereits exakt vorhandenen Quadrats aus, wie man es als „Grundplatte“ für die schon früher entwickelte (griechisch-römische) Säulenkunst benötigt hat. Letzteres ist noch am lat. *quadra* sprachlich zu entdecken, womit außer „Platte, Scheibe“ auch der „Grundstein eines Säulenstuhls“ bezeichnet wurde.

Es sollte an dieser Stelle vielleicht hervorgehoben werden, daß der Würfel in der praktischen Architektur – sowohl als Element wie auch als Ergebnis – darüber hinaus sehr selten anzutreffen ist. Er findet sich vor allem, wie bei C. N. Ledoux' berühmten „Würfelhaus“ aus der Revolutionsarchitektur der 1780er Jahre oder Johannes Ittens „Haus des weißen Mannes“ (Architektonische Studie aus dem Bauhaus von 1921), als eine erst mit der Natur brechende und dann meist auch in sich selbst gebrochene künstlerische *Idee*. Selbst das wohl berühmteste kubische Bauwerk, die „Kaaba“ (wörtlich: der Würfel), hat – wie auch diese beiden Beispiele – keine *wirkliche* Würfelform. Wenigstens *Andeutungen* der Würfelgeometrie enthalten vor allem orientalische Bauten übrigens oft. In der Art der Kaaba radikalisiert und zugleich mit der modernen Linie, die von der französischen Revolutionsarchitektur ausging, sich überschneidend, findet man eine *ausgeprägte* kubische Form aber erst in den letzten Jahren wieder, und zwar in einer bestimmten Richtung jüdischer symbolischer Architektur – etwa bei der neuen Synagoge Dresdens oder in der Gestalt des Holocaust-Mahnmals auf dem Wiener Judenplatz; auch das Berliner Jüdische Museum D. Libeskinds mag man, bei aufmerksamer Betrachtung, vielleicht nicht einfach als postmodern „unregelmäßig“ (was sich sonst meist mit ins Organisch-Rundende hinüberspielenden Formen verbindet) oder in der Art eines Davidschildes wahrnehmen, sondern zugleich als die Andeutung der Idee eines Würfels, wohinein allerdings ein fürchterlicher Blitz geschlagen hat.

Perfektion“ zugesprochen: Sie soll eben den Gedanken innerer Haltbarkeit des Grundsteins und damit des gesamten Gebäudes besonders zur Geltung bringen.<sup>27</sup>

In sich enthält der Grundstein meist eine *Höhlung*. Es ist dies der Ort, wo die in *Zedlers Universal Lexikon* genannten „Denck-Münzen“ sowie gelegentlich auf den Bau und die Bauzeit bezogene Urkunden niedergelegt werden. In der heutigen Zeit versteht man das Einmauern dieser Gegenstände vor allem als eine Dokumentation bzw. sogar als eine Art von Musealisierung, was auch darauf zurückgeht, daß Funde, die man in alten Bauten gemacht hat, später historisches Interesse geweckt und gewisse Rückschlüsse ermöglicht haben.<sup>28</sup> Aber dafür bestimmt waren diese Dinge wohl ursprünglich nicht. Was in oder mit dem Grundstein in das Gemäuer versenkt wird, gilt gemeinhin als Überrest des alten „Bauopfers“, von dem das HANDWÖRTERBUCH vermerkt: „In alter Zeit wurden Menschen, besonders Frauen und Kinder, lebendig in den Grundstein eingegraben oder eingemauert. Bis in die Gegenwart werden Hunde, Katzen, Hühner verwendet, wenigstens wird der Grundstein mit ihrem Blute beträufelt. Aber auch Gegenstände werden ins Fundament (manchmal ins Gebälk) gelegt, Pflanzen, Getreide, Eier, Münzen, Teller, Würfel, eine Holzhand. Das Bauopfer, besonders das Menschen- und Tieropfer, war z.T. ein Sühneopfer, zum Teil sollte es dem Gebäude einen Schutzgeist verschaffen, zum Teil dem Bau magische Festigkeit verleihen, zum Teil sollten die Opfer als Zaubermittel Böses abwehren und Glück bringen.“<sup>29</sup>

So variabel zunächst die hier aufgeführten Gegenstände des Bauopfers sind, so unterschiedlich scheinen dabei auch ihre konkreten *Bedeutungen* gewesen zu sein:

– *Eier* zum Beispiel, oder auch nur Eierschalen, finden unter den Sachopfern wohl die häufigste Erwähnung.<sup>30</sup> Wegen seiner eigentümlichen Form und Eigenschaften bildet das Ei ein Gleichnis für alles Werden und Streben, aber auch der Festigkeit, des Schutzes usw.<sup>31</sup> Bekanntlich gilt es als äußerlich belastbar, vor allem

<sup>27</sup> Vgl. COOPER 1986: 103. Auf eine charakteristische Weise ist diese vor allem mittelalterliche Symbolik (auch in ihrer Verbindung zum Handwerklichen) im bereits angesprochenen Freimaurertum aufgehoben: „In der *freimaurerischen Symbolik* stellt der Würfel den ‚behauenen *Stein*‘ dar, durch formgebende *Arbeit* aus dem rauhen Stein des Lehrlings hervorgegangen und den Gesellen symbolisierend. Nunmehr kann er in das Fundament des *Tempels* der Humanität eingefügt werden. Dabei wird die Formung als sittliche Selbsterziehung und die harmonische Form als Hinweis auf die nötige Berücksichtigung sittlicher Maßstäbe gedeutet, wodurch der Steinwürfel zum sozialen Symbol des Freimaurertums wird“ (KNAURS LEXIKON DER SYMBOLE 1998: 492). Schon wegen seines Titels – *Der Grundstein der Freimaurerei* – aus der mannigfaltigen Literatur hierzu hervorgehoben: LAGUTT 1958, außerdem BÉRESNIAK 1998. Für die Quellenforschung: KRAUSE 1986, darin besonders die *Yorker Constitution*, welche aus dem Jahr 926 stammen soll und gleichsam eine Geschichte des (Stein-) Bauwesens gibt (Band 2, 58–113); nach wie vor aber am eindrucklichsten: ENDRES 1949 und 1952, aktuell auch REINALTER 2000.

<sup>28</sup> So hält etwa die *Encyclopaedia Britannica* für diese Beigaben ausdrücklich fest: „... newspapers, photographs, currency, books, or other documents reflecting current customs, with a view to their historical use when the building is remodeled or demolished“ (ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA 1997: 639).

<sup>29</sup> Band 3: 1561.

<sup>30</sup> So erzählt eine berühmte Sage, daß die ganze Stadt Neapel „auf ein Ei gestellt oder gegründet“ sein soll (LIEBRECHT 1879: 295). Auch unter einer Kirchenschwelle fand sich, neben dem Skelett eines Hahns ein mehr als 600 Jahre lang unversehrt gebliebenes Ei (KRAUSS 1890: 160); weitere Fundbeispiele bei SARTORI 1898: 24 f.; zu „Antlaß-“, und „Ständerei“ auch KLUSEMANN 1919: 26 f.

<sup>31</sup> Vgl. HABERLAND 1878, MOGK 1915: 215 ff. und LECHNER 1953.

zwischen seinen beiden Polen. Nach innen jedoch schützt das Ei das beginnende Leben, das, von einem bloßen Punkt in ihm ausgehend, daraus hervordrängt. Der Eindruck von Stabilität, den es vermittelt, rührt nicht zuletzt von dieser vorgestellten Gegenkraft her, die in psychologischer Hinsicht besonders in Richtung der *Spitze* des Eies und am stärksten, wenn diese Spitze auch nach oben weist, wirkt. Bei den Bauopferbräuchen kommt dies vor allem im „Ständerei“ zur Geltung: ein in eine speziell dafür gefertigte Aushöhlung von Pfosten bzw. Trägern (Ständern) senkrecht eingestelltes Ei. Durch die aufstrebende Kraft scheint es dem tragenden Bauelement Beständigkeit zu verleihen, während das Ei, auch als Sinnbild des Lebens, welches später einmal das fertige Haus bewohnen sollte, durch die Aushöhlung im Pfosten seinerseits geschützt wurde.

– Verschiedene Arten von *Geschirr* – Teller, Tassen, Schüsseln, Krüge – wurden schon im alten Griechenland den Bauten beigegeben,<sup>32</sup> und man hat sie besonders im 19. Jahrhundert über ganz Mitteleuropa in den Fundamenten und der Umgebung von alten Häusern entdeckt. Allerdings läßt sich nicht alles dabei Gefundene auch sicher als ein *Opfer* interpretieren: Denn Tongefäße konnten in die Gewölbe und Oberflächenmauern von mittelalterlichen Gebäuden oft auch aus bautechnischen Gründen, d. h. zum Zwecke der Schalleitung oder Entfeuchtung, mit eingemauert werden.<sup>33</sup> Geschirr und das darin oft gegebene Essen sind zugleich nicht immer als *Baubeigabe* völlig eindeutig. Vielmehr mögen sie sich auch mit Resten alten Totenbrauchs, worin die an die Heimstatt zurückkehrenden Geister der Vorfahren verpflegt wurden, überschneiden haben.<sup>34</sup>

– Das Vergraben und Einmauern von *Münzen* ist der bis in die Gegenwart hinein wahrscheinlich am meisten ausgeübte Brauch.<sup>35</sup> Dabei kann schon ihr Material eine Rolle spielen: Die Edelmetalle galten als unheilabwehrend, rein und fest. Zugleich zeigen die häufigen Kombinationen (zum Beispiel Brot, Salz und Geld), daß man auch das opferte und deponierte, wovon man als Gegengabe in Zukunft selbst reichlich besitzen wollte, was nicht nur bei dem Geld eine Rolle gespielt haben wird, sondern sicher auch schon in die Opferung von Speisen, Teilen des Hausstandes usw. mit hineingewirkt hat. Die Beigabe von *Medaillen* mit dem Bildnis des Fürsten, des Erbauers oder des Schutzheiligen<sup>36</sup> werden zunächst der Widmung sowie dem Schutz gedient haben und boten später auch die Möglichkeit, die Datierung des Baus festzuhalten. Teilweise konnten Münzen jedoch auch als Gabe an bzw. eine

<sup>32</sup> Vgl. MÜLLER ZEIS 1994.

<sup>33</sup> Siehe WEBER 1908: 90.

<sup>34</sup> Vgl. JESSE 1930: 12; zum Totenopfer auch SARTORI 1903: insbes. 9–18, 37–55, 63–70, SARTORI 1910: 159 f. Einen ähnlichen Zusammenhang von Ahnenkult und Bauopfer stellen auch das REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE 1927: 146, 149 und das MAGYAR NAGYLEXIKON 1998: 376 f. her. Auch in den für die slawischen Gebiete oft berichteten Hausgeistbräuchen mischen sich Bauopfer, Totenopfer und die regelmäßige Versorgung des „Domowoi“ (STENIN 1890: 268 ff.), der dem germanischen „Hauskobold“ weitgehend entspricht, auf eine kaum auseinanderzuhaltende Weise. Das gilt sicher nicht nur für Teller, Tassen, Getreide, Brei usw., sondern auch noch für das Ei, welches sowohl als Bauopfer wie als symbolische Speise für die Verstorbenen eine gleich große Rolle gespielt hat.

<sup>35</sup> Vgl. SARTORI 1898: 26 und KLUSEMAN 1919: 31.

<sup>36</sup> Vgl. WEBER 1908: 91.



besondere Form der Bezahlung für den ausführenden Baumeister bestimmt gewesen sein.<sup>37</sup>

– Das *Salz*, von dem ebenfalls oft berichtet wird, ist zunächst der Nahrung und zugleich dem Wertvollen, das sich vermehren sollte, zuzuschlagen. Daneben galt es als Heilmittel, auch magische Abwehrkräfte wurden ihm zugeschrieben.<sup>38</sup> Es bedeutete Dauer, z. B. beim Einsalzen der Opferspeisen,<sup>39</sup> Reinheit und Unzerstörbarkeit. Als Symbol von Bündnis, Unterwerfung und Gastfreundschaft, wie es wieder besonders in den slawischen Bräuchen bis heute lebendig geblieben ist, war es wohl auch den Geistern des Bodens, dem Hausgeist, den schützenden Ahnen gewidmet.

Über den Zweck anderer beigegebener Gegenstände ist oft weniger zu erfahren. Der *Würfel*, gleichsam eine Miniatur des Grundsteins selbst, mag vielleicht als magische Figur, die Glück<sup>40</sup> und Festigkeit zugleich versprochen hat, gegolten haben. Die *Holzhand* könnte später als ein Substitut für die Opferung lebendiger Wesen bzw. bestimmter Teile von Lebewesen angesehen, jedoch auch grundsätzlich als Symbol der *Hand* an sich, die schicksalhaft gibt, nimmt, schützt, aber auch arbeitet, verstanden worden sein.<sup>41</sup> Der gelegentlich erwähnte *Finger*<sup>42</sup> hat wohl an dieser allgemeinen Symbolik der Hand Anteil.<sup>43</sup>

Es fällt jedoch nicht nur schwer, bei den Opferungsgaben, die recht häufig vorkommen, ganz eindeutige Zuordnungen ihres Sinnes vorzunehmen. Denn nicht selten scheinen solche Dinge schließlich auch ein reines Zufallsprodukt ohne besonders auf den Bau bezogenen Sinn gewesen zu sein. Was Goethe in den *Wahlverwandtschaften* beschrieben hatte, daß die Gäste der Zeremonie relativ *willkürlich*

<sup>37</sup> Siehe SPINNER 1892.

<sup>38</sup> Zur Vielfalt der mit dem Salz verbundenen Konnotationen, die von heidnischen Opferbräuchen bis zum Salzen des christlichen Weihwassers reichen, vgl. auch das *Deutsche Wörterbuch* der Gebrüder Grimm (GRIMM 1893: 1705 f.), grundsätzlich dazu HEHN 1873.

<sup>39</sup> Das gehörte schon zu den Vorschriften des *Alten Testaments*: „Jedes Speiseopfer sollst du salzen, und deinem Speiseopfer sollst du das Salz des Bundes deines Gottes nicht fehlen lassen; jede deiner Opfergaben sollst du mit Salz darbringen“ (*Levitikus* 2,13).

<sup>40</sup> In diesem Sinne, d. h. eigentlich um sich am *Spiel* um das Glück beteiligen zu können, wurden „Würfel“ jedenfalls schon zu älteren Zeiten den Toten mitgegeben (ROHLFS 1963: 9). Verkehrt erscheint die glückbringende Wirkung der Würfel in chinesischen Volksmärchen, in denen vom „Bauzauber“ die Rede ist. In diesen chinesischen Märchen werden eigentlich alle Gegenstände von sich schlecht behandelt fühlenden Maurern mit bösen Absichten in den Bau gegeben, im Falle der Würfel mit den niedrigen Zahlen nach oben, was dem Hausherrn regelmäßiges Spielpech beschert (EBERHARD 1939: 87).

<sup>41</sup> Zum Symbol der „Hand“ siehe u. a. JURSCH–JURSCH 1951, MANGOLDT 1967, WINKLER 1969 und GROSS 1985.

<sup>42</sup> „Ein Armsünderfinger oder Armsünderblut bringen Glück in's Haus und in's Geschäft. Legt man einen solchen Finger in den Pferdestall, so gedeihen die Pferde gut.“ Und Frischbier ergänzt: „Wie aus dem Bericht über den Conitzer Hexenprozeß vom Jahre 1623 (Pr. Pr.-Bl. II, S. 133) hervorgeht, waren ehemals nicht nur Finger u. a. Glieder von armen, am Galgen hängenden Sündern, sondern auch Galgenketten und -Nägel glückbringend ...“ (FRISCHBIER 1870: 106).

<sup>43</sup> Genannt werden als Baubeigaben im Einzelnen auch noch: alle möglichen Arten von Pflanzen (Hauswurz, Holunder, Hasel, Weide, Wachholder, grüne Kräuter u.a.m.), Brot, Milch, Suppe, Öl, Spirituosen, Wein, Mineralien, Mühlsteine, Kohlen, Mörtel, Besen, Spielkarten, Hufeisen, Weihrauch, Weihwasser, Kreuz, Gesangsbuch, Bibel, leere Särge, Galgenholz, mystische Zeichen (Drudenfuß, Svastika), Tiernachbildungen, Bilder von Menschen, Messer, Kamm, Licht. Für die Vielfalt der Opfergaben und ihrer Bestimmungen vgl. auch die außergewöhnlich gründliche Studie von JAHN 1884.

Gegenstände von irgendwie persönlicher Bedeutung dem Grundstein hinzufügen, ist in verschiedenen Formen wahrscheinlich auch schon früher anzutreffen gewesen.<sup>44</sup>

Was nach den Sachopfern die diversen *Tieropfer* angeht, so fällt an ihnen zunächst auf, daß es sich dabei fast durchgängig um Haustiere gehandelt hat.

Man hat in dieser Tatsache auch einen Beleg dafür erblicken wollen, das Bauopfer grundsätzlich als eine Art von persönlichem „Werkopfer“ deuten zu können.<sup>45</sup> Damit war gemeint, daß allen Formen des Bauopfers ein *gemeinsamer* Gedanke zugrunde liege, nämlich der einer *Selbstopferung* des Schaffenden, der persönlichen Hingabe an das Werk, der „Überführung eines menschlichen Lebens in eine Sache“<sup>46</sup> – was in erster Linie durch die *Arbeit* geschehe. *Alle* Formen des Bauopfers würden danach diesen menschlichen Urgedanken symbolisieren, und die Opferung von Haustieren als zum Hausstand gehörigen Lebewesen, die vor allem beim Bau von privaten Wohnhäusern anzutreffen ist, bringe eben dieses Motiv zum Ausdruck: „Logisch“, schreibt Horst Becker, „wird also zuerst erfordert ein Haustier des zu erbauenden Hauses ... Daß man nicht ein beliebiges Tier nehmen kann, sondern daß es ein Haustier sein muß, zeigt deutlich den ursprünglichen Sinn.“<sup>47</sup>

Zumindest für die Tieropfer wirkt dieser Schluß jedoch etwas übereilt. Denn zunächst haben die Tieropfer *überhaupt*, d. h. nicht nur die speziellen Bauopfer, beinahe durchgängig in der Schlachtung von Haustieren bestanden. Aber es war nicht vor allem die Tatsache, daß sie zum persönlichen Hausstand gehörten, sondern daß sie als „rein“ galten, die dafür ausschlaggebend gewesen war.<sup>48</sup> Hierzu kommt, daß die durch den Menschen gehaltenen Tiere sich schon deshalb zu der Opferung angeboten hatten, weil sie als *lebende* Wesen für das entsprechende Ritual ohne weiteres zur Verfügung gestanden haben (wilde Tiere wurden in der Regel ja bereits erlegt heimgebracht), und im Fall des Bauopfers, das sehr oft in der Einmauerung von etwas Lebendigem bestand, konnte das von einer zusätzlichen Bedeutung gewesen sein. Dann galten zuweilen auch Tiere als Bauopfer, wie zum Beispiel *Kröten* oder *Schlangen*, in denen man wohl keinesfalls Hausgenossen im engeren Sinne gesehen hat.<sup>49</sup> Endlich aber scheinen, ähnlich wie bei den diversen Sachopfern, die

<sup>44</sup> Für die von ihrer konkreten Bestimmung her kaum eindeutig zuzuordnende und teilweise auch zufällig wirkende Vielfalt an Bauopfern im alten Griechenland siehe MÜLLER ZEIS 1994. Eine direkt an die Szene aus Goethes Wahlverwandtschaften erinnernde Interpretation eines Fundes von Hunderten von kleinen Gegenständen aus vorchristlicher Zeit (Assyrien, 8. Jh. v. Chr.) gibt auch ROWALD 1904: 28.

<sup>45</sup> Vgl. BECKER 1931: 54.

<sup>46</sup> BECKER 1931: 46.

<sup>47</sup> BECKER 1931: 54 f.

<sup>48</sup> Vgl. GÖTZINGER 1885: 387. Die Kategorie der „heiligen“ Tiere dagegen ist sehr viel umfassender als die der „reinen“: Sie reicht vom Pferd über Rind, Eber und Bock bis zu Bären, Wölfen und Waldvögeln hin. Geopfert davon wurden allerdings meist nur die „reinen“ („Ziefer“), was offensichtlich vor allem mit ihrer Schmackhaftigkeit, der Helligkeit des Fleisches usw. zusammenhing. Denn Tieropfer waren von allem Anfang an in erster Linie Speiseopfer, d. h. sie wurden von den Opfernden in einer teilweise nur zu diesem Zweck gebildeten Gemeinschaft (woraus zum Beispiel der altgermanische Begriff der „Gilde“, von *gildi* = Bezahlung, Schmaus, resultiert) verspeist.

<sup>49</sup> Die Kröte, von der in Bauopferdarstellungen auch berichtet wird, daß man sie selbst nach langer Zeit noch lebend unter Haus oder Stall eingeschlossen aufgefunden hat, ist tatsächlich nur bedingt als ein Opfer zu betrachten. Generell ist die Kröte mit dem Gedanken an die Erde und das Weibliche bzw. sogar

traditionellen *Unterschiede* in den Bedeutungen der einzelnen Tieropfer in der Tat so groß zu sein, daß man sie nicht einfach unter der Rubrik „Haustiere“ zusammenfassen sollte:

– *Katzen*, die sehr häufig als Bauopfer Verwendung fanden, was auch in manchen Museen und durch Photographien dokumentiert ist,<sup>50</sup> stehen im Aberglauben des Volkes nicht nur für das Unheimliche und Dämonische; sie weisen durch ihr Verhalten mehr als alle anderen Tiere des Hauses zugleich auf *Künftiges* hin.<sup>51</sup> Katzen sind oft vermauert worden, teilweise um Ratten und Mäuse fernzuhalten, werden vielleicht aus diesem Grunde aber auch in anderem Zusammenhang erwähnt: Wer als erster ein neues Haus betritt, wird bald sterben, heißt es, deshalb solle eine Katze als erstes Lebewesen in das Haus geschickt bzw. eine Nacht lang darin eingeschlossen werden – „nun fällt das Tier dem Tode zum Opfer“.<sup>52</sup>

– *Hunde* konnten demselben Zweck dienen, denn sie gelten (wie das Pferd, aber nicht wie die Katze) als „geistersichtig“,<sup>53</sup> d. h. ihr aktiver Spürsinn soll Unheil und Tod erkennen können. Als ein Opfertier teilt der Hund mit der Katze darüber hinaus, daß er wohl fast nie als ein *Speiseopfer* in Betracht gezogen wurde. Andererseits ist er, weit mehr als die Katze, die bekanntlich vor allem auf einen Ort bzw. das

---

die Mütterlichkeit verknüpft und ist zwar einerseits ein Teufels- und Hexentier, kann aber andererseits auch eine Art von Schutz- und Hausgeist darstellen. In dieser Funktion sollte sie Krankheiten und Gift auf sich ziehen und (oft fiktive, herbeigewünschte) Schätze bewachen. Daher wurde sie unter dem Haus oder unter dem Stall bzw. im Brunnen – teilweise mit Milch – unterhalten (in Süddeutschland und vor allem in der Schweiz). Wie man Kröten im Volksglauben ohnehin normalerweise nicht quälen und töten durfte, vor allem deshalb, weil man in ihnen herumirrende arme Menschenseelen gesehen hat (ZINGERLE 1853), so ist auch die als Baueinsatz gegebene Kröte jedenfalls kein *Schlachtopfer*. Sie stellt vielmehr einen dienstbaren Geist vor, der deshalb in erster Linie lebendig festgehalten und ggf. auch versorgt wurde. Verkehrt erscheint diese heidnische Schutzvorstellung dann in solchen Sagen von der *Gefährlichkeit* der Kröte für kirchliche Bauten wie folgende: „Als der Dom zu Bamberg gebaut wurde, schickte der Teufel zwei Kröten, den Bau zu unterwühlen, und auch in Ebrach warfen zwei riesige Kröten in der Nacht zusammen, was am Tage gebaut worden war. Unter der Kirche in Sargans (Kt. St. Gallen) ruht auf einem unergründlich tiefen Wasser eine riesige Kröte. Wenn diese sich einmal umdreht, wird die Kirche zusammenstürzen“ (HANDWÖRTERBUCH Band 5, 608–635, hier 626). Dieselbe Wendung ist ja auch von der Schlange bekannt, der vor und neben dem Christentum beinahe überall ein heidnischer Kultus galt: Ist sie in dem einen meist ein „verwandelter Mensch“, so spricht in dem anderen aus ihr ein „tückischer Verführer“. Als Bauopfer wird von Schlangen zwar nur selten berichtet (z. B. eine „eherne Schlange und Ratte“ im mittelalterlichen Paris, vgl. WEBER 1908: 91), aber doch werden sie zuweilen dem Hause gleichsam von außen zugeordnet: Hausschlangen und Unken erfordern in der Überlieferung sonst etwa gleiche Behandlung (Füttern mit Milch, Tötungsverbot usw.), woran auch dieselben Erwartungen (Schutz und Reichtum) geknüpft waren. Über den Fund einer in Eisen gegossenen Kröte informiert auch HUNDHAUSEN 1961: 117. Becker selbst erwähnt zudem als geopfert Nichthaustiere Fledermaus, Schwalbe, Taube, Hase und Bachstelze, denen allerdings als Bauopfer sonst sehr viel weniger Bedeutung zukommt; das sind wohl eher „Gelegenheitsopfer“ ohne einigermaßen fixierten Sinn gewesen.

<sup>50</sup> Vgl. KLUSEMAN 1919: 18 f. sowie die Tafeln 1 und 2; über Katzen als Bauopfer auch in Britannien („dried cats“), Spanien, Schweden siehe ZEUNER 1967: 333 f. Gerade bei Katzen läßt sich allerdings sogar ein *versehentliches* Einmauern, wie man es auch aus Edgar Allan Poes Morderzählung *Der schwarze Kater* kennt, nicht in jedem Fall mit völliger Sicherheit ausschließen.

<sup>51</sup> HANDWÖRTERBUCH Band 4, 1107–1124, vgl. auch HOWEY 1930.

<sup>52</sup> FRISCHBIER 1870: 106.

<sup>53</sup> Siehe GÖTZINGER 1885: 387 und HANDWÖRTERBUCH Band 4, 474.

Haus bezogen ist, ein Begleiter des Menschen, vielleicht der erste unter ihnen.<sup>54</sup> In mancher Hinsicht mag sich die Opferung von Katze und Hund überschneiden haben, dennoch weisen beide in ihrer Bedeutung auch jeweils besondere Eigenschaften auf. Das gilt für das Bauopfer schon in rein „technischer“ Hinsicht: So sind Katzen recht häufig im Mauerwerk, wo man sie ursprünglich lebend eingesperrt hatte, gefunden worden, auch wurden sie von hohen Bauten geworfen. Hunde dagegen sind auf solche Weise wohl nie geopfert worden. Wenn man Hunde, wie vor allem bei Deichbauten, aber auch bei Häusern erwähnt, in den Bau hinein geopfert hat, so wurden sie – vielleicht auch um die Qualen zu vermindern? – in der Erde bzw. im Fundament vergraben.

– Der *Hahn* bzw. eine Henne nehmen die erste Stelle unter den tierischen Bauopfern ein – Hähne wurden eingegraben, vermauert, geschlachtet, in das Haus oder über das Dach geworfen, mit ihrem Blut der Grundstein benetzt, oft wurden sie auch verzehrt.<sup>55</sup> Der (weiße) Hahn gilt als tapfer und wachsam, als Tier des Lichts, ärgster Feind der Dämonen und des Teufels (die dagegen in Hund und Katze auch selbst erscheinen konnten). Der lebende Hahn hält Unglück vom Hause fern.<sup>56</sup>

– Unter den Opfertieren schließlich steht das *Pferd*, jedenfalls in der deutschen Überlieferung, dem Menschen am nächsten und auch unter den „heiligen Tieren“ an erster Stelle.<sup>57</sup> Diese Nähe ist u. a. daran zu erkennen, daß dem Pferd in der Mythologie oft ein eigener Name mit besonderen Eigenschaften zukommt (z. B. Odins „Sleipnir“), und noch mehr daran, daß der allgemeine Name des Pferdes sich auch mit dem des Helden, dem es gehört und der es reitet, in einigen Sprachen vermischen konnte.<sup>58</sup> Das Pferd ist scheu und empfindlich, es gilt als klug. Als Ganzes wurde es beim Bau wohl fast nie geopfert, hiervon ist nur höchst Merkwürdiges bekannt.<sup>59</sup> Dagegen sind *Pferdeköpfe* als Bauopfer mehrmals gefunden worden. Die

<sup>54</sup> Vgl. LEACH 1961. Neuere Forschungen haben gezeigt, daß der Hund (wie gewissermaßen auch die Katze), im Unterschied zu vielen anderen Haustieren, erst einmal überhaupt keine besondere Nutzfunktion gehabt hat. Jäger und Hausbesitzer mögen später zwar annehmen, daß die „eigentliche“ Aufgabe des Hundes die Jagd oder das Wachen sei, tatsächlich wurde er aber zunächst als reiner *Gefährte* (meist der Kinder) in familiäre Zusammenhänge aufgenommen und erst anschließend nach solchen besonderen Aufgaben für ihn gesucht, vgl. ZEUNER 1967: 69–98. Zu den in den einzelnen Regionen verschieden ausgeprägten Domestikationsgeschichten schon OTTO 1889.

<sup>55</sup> Vgl. KLUSEMANN 1919: 20–24 und für allgemeine Bräuche des Hahnenopfers WUTTKE 1925: 291. Das Opfern (Schlachten und Verbrennen) eines Hahns – im Hebräischen ein Wort, welches für Mensch und Hahn zugleich steht – bei der Einweihung von Friedhöfen erwähnt auch THE JEWISH ENCYCLOPEDIA 1903: 231.

<sup>56</sup> Zur alten Bedeutung des Hahns generell siehe u. a. SCHRADER 1917–23: 429 ff. und HAND-WÖRTERBUCH Band 3, 1325–1336, weiteres in Anmerkung 98.

<sup>57</sup> Siehe GÖTZINGER 1885: 773 ff., 386 f. Von der hohen Wertschätzung, die das Pferd bei den Bauern genoß, kündigt „in übermäßig aufrichtiger Kürze“, wie Sartori schreibt, auch noch der folgende Spruch: „Weibersterben kein Verderben, Gaulverrecken großer Schrecken“ (SARTORI 1911: 134 f.). Vgl. weiterhin PFEIFFER 1855 und JÄHNS 1872.

<sup>58</sup> Vgl.: *heros/hors*, aber auch Ritter, Chevalier, Kavalier, letztere sich von *caballus*, das Pferd, ableitend.

<sup>59</sup> „In Dänemark herrscht der Glaube, es müsse unter jeder Kirche, die man baut, ein lebendes Pferd eingegraben werden. Dessen Gespenst ist das Todtenpferd, das jede Nacht auf drei Beinen nach dem Hause hinkt, in welchem Jemand sterben soll ...“ (SARTORI 1898: 19).

bereits erwähnten am Giebel angebrachten Pferdeköpfe, wie man es in Nachbildungen auch heute gelegentlich noch sehen kann, warnten vor Gefahr, sollten die Fruchtbarkeit befördern oder vor Blitz schützen.<sup>60</sup> Unter den Schwellen von Dreschdielen vergrabene Pferdehäupter, was aus dem Norden Deutschlands mehrfach berichtet wird,<sup>61</sup> sollten, zumindest nach den Angaben der Bauern, jedoch nur der Klangverbesserung (?) beim Dreschen dienen. Teilweise wird auch das Einmauern von *Pferdefüßen* erwähnt.

Ähnliche Unterschiede in den Bedeutungen, und – damit zusammenhängend – den dabei angewandten Opfermethoden, ließen sich für alle anderen der als Bauopfer in Frage kommenden Haustiere aufzeigen, für Lämmer, Rinder, Schafe, Ziegen, Schwein oder Büffel. Zwar sind sie alle Haustiere, was man in ihnen im Einzelnen aber gesehen hat, wofür und wie sie zu opfern waren, überschreitet oft diesen gemeinsamen Sinn.

### III

Daß man, nach Gegenständen und kleineren Tieren, schließlich sogar einen *Menschen* in den Grundstein einmauern kann, wirkt wenigstens unter rein technischen Aspekten unwahrscheinlich. Und tatsächlich scheint es so auch kaum passiert zu sein. Vielmehr steht der „Grundstein“ in diesen Bräuchen für den Grund überhaupt, auf welchem das Gebäude errichtet wurde. Das Bauopfer wurde ursprünglich in den Boden eingelassen. Es ist, wie Jacob Grimm schreibt, „gleichsam ein der erde gebrachtes opfer, welche die last auf sich duldet: durch diesen *grausamen* brauch wähte man unerschütterliche haltbarkeit oder andere vorthelle zu erreichen“.<sup>62</sup> In seiner *Deutschen Mythologie* bringt Grimm eine Vielzahl von Beispielen hierfür, die zunächst das Einmauern verschiedener lebender Tiere an diversen Orten mit jeweils spezieller Bedeutung betreffen und weiterhin auch spektakuläre Fälle der Menschenopferung beschreiben:

„Bei dem neuen brückenbau zu Halle, der im jahre 1843 vollführt wurde, wähte noch das volk dass man eines *kindes zum einmauern* in den grund bedürfe.“<sup>63</sup> Auf der burg Liebenstein, um sie fest und unüberwindlich zu machen, wurde ein *kind eingemauert*, das eine mutter um schnödes gold hergab; der sage nach soll es beim einmauern eine semmel gegessen und gerufen haben: ‚mutter ich sehe dich

<sup>60</sup> „Und wie in Mimirs abgehauenen Haupte seine Klugheit fort dauerte, scheint das Heidentum mit abgeschnittenen, aufgerichteten Pferdehäuptern vielfachen Zauber getrieben zu haben. Sie wurden zur Abwehr alles Bösen auf die Hausgiebel befestigt, oft mit weitgeöffnetem Rachen nach der Seite hinschauend, von der die Gefahr zu erwarten stand“ (GÖTZINGER 1885: 387). Vgl. auch SIMROCK 1869: 487.

<sup>61</sup> Siehe u. a. LEHRMANN 1892, SPRENGER 1893 und MESTORF 1894.

<sup>62</sup> GRIMM 1875–78: 956.

<sup>63</sup> Nach SARTORI 1898: 10, der den Vorgang auf 1841 datiert, handelt es sich um die Elisabethbrücke. Auch über die zwischen 1760 und 1768 erbaute Londoner Blackfriarsbrücke berichtet LIEBRECHT 1879: 285, daß man bei ihrem Abriß im Jahre 1867 „unter dem Mauerwerke des ganzen Grundbaues ... Knochen von Rindern und Schafen, sowie auch einige von Menschen“ gefunden hatte, „auf welche demgemäss die Grundlage der Brücke gegründet war“.

noch', dann später: ‚mutter ich sehe dich noch ein wenig‘, und als der letzte stein eingefügt wurde: ‚mutter ich sehe dich nun nicht mehr‘... In der ringmauer des schlosses Rei-chenfels ist ein *kind* lebendig eingemauert worden: ein vorragender stein bezeichnet die stelle, wollte man ihn heraus reissen, würde die mauer also-gleich zusammenstürzen ...“<sup>64</sup>

Die von Grimm wiedergegebenen Erzählungen beziehen sich auf altheidnische Bräuche und reichen innerhalb Europas jedenfalls von dessen Norden bis in die Siedlungsgebiete der Südslawen, wie es etwa in serbischen Sagen zum Ausdruck kommt,<sup>65</sup> hinein. Diesen Überlieferungen läßt sich entnehmen, daß solche ungewöhnlichen Opfer vor allem dann gefordert waren, wenn der Bau groß war und sein Boden unsicher erschien – ein mächtiger Wall der ständig einsinkt, macht das Einmauern eines Mädchens notwendig, die Grundmauern einer Festung brechen drei Jahre lang jede Nacht wieder ein, worauf die Gattin des jüngsten Königs in ihr vergraben wird usw. Die Erde, worauf man das Bauwerk errichten wollte, wurde hierbei nicht bloß als unberechenbar, sondern vor allem als ein *lebendes* Wesen angesehen, welches man mit dem Bau gleichsam herausgefordert hatte. Das Einbringen von Frauen und Kindern (wiederum vor allem Mädchen), die für den Ursprung des *menschlichen* Lebens stehen, hatte beides in der Form eines „Sühneopfers“ zu vermitteln.

Beim Bauopfer ging es nicht eigentlich um den Vorgang der Tötung, wodurch nach primitiven Vorstellungen zum Beispiel die Eigenschaften des Toten auf den Täter übergehen. Es sollte vielmehr einen Tribut des „Lebens“ darstellen, das auf eine möglichst dauerhafte Weise der Erde dargebracht wurde.<sup>66</sup> Daher wurde es in

<sup>64</sup> GRIMM 1875–78: 956. Diese Sage vom Bau der Burg Liebenstein wurde zuerst von Ludwig Bechstein aufgezeichnet (BECHSTEIN 1838: 157 f., in anderer Version 206). Ähnliches wird von der Burg Plesse, der Erichsburg, der Burg Greene, der Stadt Einbeck und der Brücke bei Kuventhal (SCHAMBACH-MÜLLER 1948: 24, 31–33, 35 f.) sowie vom Schloß Henneberg (BECHSTEIN 1842: 294) und vielen anderen Bauten berichtet. Dabei sind diese Sagen nicht auf den deutschen oder den europäischen Raum beschränkt, sondern haben auch außerhalb dessen Entsprechungen. So führt R. Andree vor allem eine georgische Sage an, in der einer Witwe ihr einziger Sohn genommen und unter dem Fundament einer Felsmauer begraben wird. Der Dialog zwischen Mutter und Kind hat sich in einem georgischen Volkslied erhalten: „Wie steht's mit dir, lebst du noch; mein geliebter Sohn?“ – „Ach Mutter, jetzt bin ich bis zum Knie eingemauert.“ – Dieselbe Frage. „Ach Mutter, jetzt steigt die Mauer schon bis zum Gürtel – bis zur Brust – bis zum Hals.“ Endlich ruft sein letzter Schrei: „Wehe, Mutter, es ist zu Ende“ (ANDREE 1878: 20).

<sup>65</sup> Vgl. hierzu auch KRAUSS 1890: 158 ff. und KRAUSS 1887: 16 ff.

<sup>66</sup> Das gilt übrigens nicht für einen Großteil der asiatischen Bräuche, hier ist in fast jedem Fall von „zerquetschen“, „zerstampfen“, „zerschmettern“ usw. die Rede: „Brugièr erzählt, dass bei dem Bau der Mauern Bangkok's unschuldige Schlachtopfer eingestampft worden wären“ (BASTIAN 1866: 194); „Die Steinmauer konnte nicht eher zum Stehen gebracht werden, bis man es eingerichtet hatte, dass ein niederfallendes Gerüst vier Menschen erschlug, und dann diese an den Ecken vergrub“ (ebenda 195); „Als ein Quop-Dajak einen Flaggenmast bei seinem Hause errichten wollte, wurde in das Loch, welches den Mast aufnehmen sollte, ein lebendes Huhn gebracht und unter dem Maste opfernd zerquetscht“ (ANDREE 1878: 23); von den Malaien: „Ferner erfordert der Brauch, dass beim Bau eines neuen Hauses menschliche Opfer dargebracht werden; man begnügt sich mit menschlichen Köpfen, die unter den Pfeilern eingegraben werden ...“ (BUSCHAN 1914: 238); „Bei den Milanau-Dajaks auf Borneo wurde bei der Erbauung des größten Hauses ein Loch gegraben, um den ersten Pfosten aufzunehmen, der sodann darüber aufgehängt ward; dann wurde eine Sklavin in die Aushöhlung gebracht; auf ein Signal wurden

den allermeisten Fällen auch lebendig eingemauert und oft auf verschiedenste Weise „seine thränen verhindert“: Man setzte die Kinder gegebenenfalls an einen Tisch, gab ihnen Spielzeug und Eßwaren und begleitete das Einmauern mit Musik.<sup>67</sup> Die Betonung des Lebens in diesem Opfer erklärt auch, warum den einzumauernden Menschen Einiges an Speise und Trank mitgegeben wurde, wovon man die bei Grundsteinlegungen übliche Bewirtung dann vielleicht *auch* als einen gewissen mythischen Rest ansehen kann. Sie erhellt zugleich eine seltsame Ausnahme (und deren Verfahren), welche man auf ihr Flehen hin mit der bereits erwähnten Gattin des jüngsten Königs machte: Man ließ eine kleine Öffnung, „an der sie noch lange zeit ihren säugling stillte, den man ihr täglich vorhielt“.<sup>68</sup> Der Grundstein war nicht

---

die Stricke zerschnitten und der ungeheure Balken stürzte herab und zerschmetterte das Mädchen zu Tode ...“ (Tylor 1873: 106 f.). Auch die von LIEBRECHT 1879 gebrachten Fälle für tatsächlich „vergrabene“, d. h. sofort getötete Menschen entstammen überwiegend außereuropäischen Gebieten und reichen höchstens bis in zeitlich äußerst fern gelegene griechische und einige römische Überlieferungen hinein.

<sup>67</sup> GRIMM 1875–78: 37. Das Verhindern der Tränen geschah dabei nicht unbedingt aus Mitleid oder aus einem Schuldgefühl heraus, sondern rührte nach Jacob Grimm von uraltem Opferbrauch her: „auch bei den Griechen und Römern fielen die Opfer unter Lärm und Flötenspiel, damit das Schreien überhört würde und die Thränen der Kinder wurden durch Liebkosungen erstickt.“ Ähnliches gibt auch HEHN 1911: 542 von den Russen des 10. Jahrhunderts. Allerdings muß man Grimm, dem es generell um eine Abgrenzung der deutschen Nationalmythologie vom als aufgezwungen angesehenen Christentum ging, wenigstens hier behutsam lesen. Denn Mitleid und Schuldgefühle hat es zweifellos gegeben. Sie müssen – schon vom zeitlichen Vorkommen der Bauopfer her – auch christlich beeinflußt gewesen sein, und sie werden das Übertönen, Abmildern usw. wohl *mit* motiviert haben.

<sup>68</sup> GRIMM 1875–78: 957. Diese Sage ist hauptsächlich in Südosteuropa, vor allem in Ungarn, Serbien, Kroatien, Mazedonien, Rumänien, Bulgarien, aber auch in Albanien und sogar Griechenland, heimisch und dort merkwürdig variiert. Siehe dazu: KRAUSS 1887: 19 ff., KÖHLER 1894: 38 ff., ELIADE 1943, BREWSTER 1971 und DIPLICH 1976. Die gründlichste Studie, welche offenbar weder Brewster noch Diplich kannten, ist jedoch VARGYAS 1960. Lajos Vargyas, der schon mit Zoltán Kodály zusammengearbeitet hatte, hat nicht nur fast 200 (!) Varianten dieser Ballade berücksichtigt. Er hat vor allem einen – soweit ich sehen kann – bisher unbeantworteten Beitrag zu Genealogie und Verbreitung der Sage geleistet. Er wies darin nach, daß die literarisch am wenigsten entwickelte Fassung, die ungarische, die deshalb sonst kaum Beachtung findet, keine Übernahme aus den slawischen Gebieten oder aus Rumänien war, sondern überraschenderweise vermutlich gerade den Urstoff geliefert hatte, der dann über den Balkan hinweg so weite Verbreitung gefunden hat. Die Sage, die im Kaukasus (wieder Georgien) und in mordwinischen Dichtungen Parallelen hat, soll demnach von den Ungarn mit nach Europa gebracht worden sein. Interessant ist daran der Hintergrund von Vargyas' außerordentlichen Bemühungen. Es ist ja ein oft festgestellter Zug der Ungarn, daß sie sich seit ihrer späten Beruhigung und Christianisierung, die in Europa die zeitlich letzte war, als besonders aufnahmefähig für die geistigen Einflüsse ihrer Nachbarn und dann eigentlich ganz Europas erwiesen haben, eine Eigenschaft, die Ungarn auch heute noch vor seiner Umgebung auszeichnet. Zugleich haben sich diese Übernahmen mit den noch besonders lebendigen mitgebrachten Vorstellungen bis zur Ununterscheidbarkeit vermischt. Eine „urungarische Mythologie“ ließ sich daraus schon im 19. Jahrhundert nur schwer herauschälen (siehe etwa WLISLOCKI 1893: 2), obwohl dies nach dem Vorbilde von Grimm durchaus energisch versucht wurde. Dieser *assimilierende* Charakter der ungarischen Kultur ist vielleicht in Antal Szerbs *Ungarischer Literaturgeschichte* aus den 1930er Jahren (SZERB 1975) am stärksten zum Ausdruck gebracht worden. Die Kehrseite dessen ist, daß es zwar keine geistige Bewegung in Europa gab, die nicht auch einen Reflex vor allem in der ungarischen Literatur hatte, daß es dabei aber, bis auf sehr wenige Ausnahmen, kaum zu einer Radikalisierung, die bis zur Klassizität geführt hätte, kommen konnte (wie auch im Falle dieser Ballade). Eine nicht zu unterschätzende Strömung des ungarischen Geisteslebens, der man auch den bedeutenden Sammler von Volksliedern Kodály zurechnen muß, reagierte darauf nun nicht so weltbürgerlich-beweglich wie etwa Szerb oder wie Béla Bartók, der vom selben Ausgangspunkt wie Kodály den konsequenten Weg in die Moderne (und später in die Emigration) einschlug. Vielmehr hat sich der im komplizierten Rahmen der

als Sarg mit einer Leiche gedacht,<sup>69</sup> sondern im Grunde als ein Behältnis, aus dem das Leben nicht entweichen sollte.

Auch aus diesem Grund ist für den Grundstein besonders die Form des Würfels überliefert. Sie entsprach dieser Vorstellung und das nicht allein deshalb, weil das Opfer darin sitzen oder stehen konnte. Denn der Kubus ist nicht nur äußerlich vollkommen stabil, sondern er bildet zugleich von innen einen „hermetisch“ abgeschlossenen Ort. Durch seine Regelmäßigkeit deutet er in keiner Richtung einen

---

Habsburgermonarchie ausgeprägte Wunsch nach einer *fixierbaren* nationalen Identität und die Suche nach „urungarischen“ Traditionen gleichsam als ein notwendiges *Gegengewicht* zur bekannten Aufnahmefähigkeit der Ungarn immer lebendig erhalten. Die Schwierigkeit dabei muß man wohl darin sehen, daß sich das „Urungarische“ viel weniger als bei anderen Völkern durch „Grabungen“ im eigenen Boden, sondern wiederum nur durch ein „in die Ferne Schweifen“ mit komplizierten Sprachvergleichen usw. entdecken läßt. Die ungarische Mentalität ist auch von zahlreichen Dichtern und Schriftstellern beschrieben worden. In bis in die Geschichtswissenschaft hinein verbindlicher Form hat das vor allem Mihály Babits in seinem Essay *A magyar jellemről* – auf deutsch: Über den ungarischen Charakter – getan (BABITS 1978). Aus deutscher Perspektive läßt sich seiner Darstellung entnehmen, daß das ungarische Selbstbewußtsein nicht unbedingt durch den Boden, die Bindung an die „Scholle“ etc., sondern vor allem durch die *Landschaft*, deren *Sehen* und die *Bewegung* darin geprägt ist. Das hat, außer mit der Herkunftsgeschichte der Ungarn, sicher auch etwas mit der eigentümlichen Geographie des Donaubeckens, worin zum Beispiel große Rodungen (wie in Deutschland) nicht erforderlich waren, zu tun. Man kann diesen besonderen „Zug“ auch in der ungarischen Sprache erkennen: Die Verbindung zwischen „Haus“ und „Heimat“ (ház, haza) ist in ihr viel stärker enthalten als das etwa im Deutschen der Fall ist, wo das Gebäude des „Hauses“ (sich von der Bedeutung des etwas „Bedeckenden“ ableitend, wie sie auch in Hose, Hort, Hütte und vor allem Haut enthalten ist) sich eindeutig von der „Heimat“, die auf das gotische „haims“ (Dorf, Gemeinde) zurückgeführt werden kann, unterscheidet. Das „urungarische Haus“, die ursprüngliche Heimstatt der Ungarn, ist die „Jurte“, die in einer Landschaft bewegliche und zugleich mit ihr als Ganze verwachsene Unterkunft der Nomaden, welche an einem *bestimmten* Ort nie ganz festzumachen ist. Haus und Heimat hatten lange Zeit gleichermaßen zu wandern.

Vargyas' Analyse steht letztlich vor demselben Problem. Zwar zeigt Vargyas auf, daß die Ballade von der eingemauerten Frau, entgegen den Erwartungen, in Südosteuropa vermutlich von der ungarischen Variante ausgegangen ist. Aber das Paradoxon, daß sie zugleich die am wenigstens entfaltete ist (was auch bei KÖHLER 1894 schon so erscheint), kann bzw. will er nicht erklären. Mit rein sprachlichen Vergleichen und vor allem am *Ursprung* der Sage interessiert, läßt sich das auch nicht bewerkstelligen. Der Grund hierfür liegt m. E. darin, daß diese Ballade zwar möglicherweise von den Ungarn nach Europa mitgebracht wurde, selber aber kein urungarisches Eigentum sein kann (wie etwa auch die zwei Fassungen, die Vargyas sogar für die „Zigeuner“ belegt), sondern von den schon seßhaften Völkern des Ostens abstammt, mit denen die Ungarn auf ihrem Weg in das Donaubecken früher in Berührung gekommen waren. Daß die Sage vom Einmauern dennoch in Ungarn nicht verschwunden ist, ja sogar eine anhaltende, fast zentrale Bedeutung hat, sich aber zugleich nicht wie bei den Nachbarvölkern entfalten konnte, hängt wohl damit zusammen, daß sie hier nicht zuerst als *Bausage*, sondern als *Opferballade* gewürdigt wurde. Als solche aber ist sie innerhalb des vorgegebenen Plots, der als Träger erhalten bleiben muß, nur bedingt entwicklungsfähig. Deshalb blieb die ungarische Fassung sozusagen ertümelnd knapp (wenn auch vielleicht gerade deshalb eindrucksvoll). Verbreitet hat sich die Ballade von der eingemauerten Frau, wenn man eine von Vargyas erstellte Karte (S. 88 f.) betrachtet, um das Donaubecken herum, von Südwesten nach Südosten, am meisten in Bulgarien, und generell am ehesten in gebirgigen Gegenden, wo sie (Georgien?) möglicherweise auch einmal entstanden war.

<sup>69</sup> Ausnahmen gab es auch in dieser Hinsicht: So wird berichtet, daß man 1810 in der abgerissenen Stadtmauer von Harburg mehrere Kindersärge mit Leichen fand, ähnliche Funde wurden in einer Mauer der Burg Pleste bei Göttingen und in der Innersteburg bei Goslar sowie in der Burg Krainberg des Großherzogtums Eisenach gemacht (BECKER 1931: 52). Becker bemerkt allerdings, daß es sich dabei nicht mehr um ein klassisches Bauopfer, sondern „um eine besondere Art der Bestattung“ handele, ein Schritt, der sich „so sehr vom Sinn des Brauches (entfernt), daß man ihn im allgemeinen nicht geht“.



Ausgang an. Viel mehr als jede andere geometrische Form ist er geeignet, „Leben“ unentweichbar in sich einzuschließen.<sup>70</sup>

An dieser Stelle ist noch einmal auf den Gedanken des persönlichen „Werkopfers“ zurückzukommen. Denn es ist ja nicht allein die konkrete Bedeutungsvielfalt der Sach- und Tieropfer, die der angenommenen Allgemeinheit und Ursprünglichkeit dieses Motivs widerspricht. Auch die aus anderen Regionen bekannten Bauopferbräuche passen hierzu nicht. Was aus Afrika, beiden Teilen Amerikas und Asien übermittelt wurde, weist fast ausnahmslos auf Traditionen hin, für die der Beweggrund des persönlichen Werkopfers kaum zu gelten scheint. Vor allem die Opferung von Menschen entspringt dort so offensichtlich aus – oder verband sich noch mit – kriegerischen oder despotischen Handlungen, daß sie mit der späteren Idee der Selbstaufgabe in einem Arbeitswerk nicht treffend erklärt werden können: Geopfert wurden zuerst die gefangenen Gegner, dann niedere Untertanen in großer Zahl, zufällig Vorüberkommende, gänzlich Unbekannte,<sup>71</sup> als hinreichend würdige Stellvertreter für den Baumeister oder den Bauherrn selbst können sie kaum aufgefaßt worden sein. Da es sich bei allen namhaft gewordenen Fällen um als bedeutend eingestufte Gebäude (Stadttore, Schutzwälle, Haus des Häuptlings usw.) gehandelt hat, müßte aber gerade die Würdigkeit als ein wichtiges Kriterium für ein „Ersatzopfer“ gelten. Eine gewisse Ausnahme bilden dabei vielleicht die aus Japan bekannt gewordenen Beispiele, wo sich zum Hausstand gehörige Untertanen oder auch sonst Freiwillige in den Baugrund hineingeopfert haben sollen.<sup>72</sup> Aber auch sie lassen sich nur schwer als eine Stellvertretung für das Selbstopfern ihres Herrn durch Arbeit interpretieren.<sup>73</sup> Was jedenfalls für den Großteil der außereuropäischen Kulturen nicht ohne weiteres vorausgesetzt werden kann, das ist tatsächlich die Idee der „Selbstaufgabe in einem Werk“, d. h. ein sehr entfalteter und alles andere überlagernder Arbeitsbegriff als Form der Selbstentäußerung und Selbsterzeugung zugleich. In der in Europa, vor allem im Verlaufe des 19. und 20. Jahrhunderts entwickelten Weise war das in anderen Kulturen nicht gegeben. So wichtig und orientierend der Werkopfergedanke wenigstens für den europäischen Kulturkreis ist, ihn als allgemeine und ursprüngliche Idee des Bauopfers zu setzen, bedeutet eine Übertreibung. Daß diese Interpretation nebenbei gerade im Deutschland der frühen 1930er Jahre entwickelt wurde, immerhin eine Zeit, in der die „Arbeit“ als Begriff

<sup>70</sup> Anders als beim bereits genannten Ei, aus dessen Form das Leben – und zwar aus einem Punkt in ihm, dem „punctum saliens“ (der „springende Punkt“ des Aristoteles) – als hervorgehend, „entspringend“ begriffen wurde.

<sup>71</sup> Vgl. SARTORI 1898: 5–8, auch WAITZ 1860: 57, 197; 1864: 360; 1866: 163 f., 650 f., 677, ASMUSSEN 1890.

<sup>72</sup> So etwa bei TYLOR 1873: 107: „Ein Bericht über Japan aus dem 17. Jahrhundert erwähnt dort den Glauben, dass eine auf dem Leichnam eines freiwilligen menschlichen Opfers errichtete Mauer gegen jeden Unfall geschützt sei; deshalb pflegte sich, wenn eine große Mauer erbaut werden sollte, irgend ein unglücklicher Sklave als Fundament anzubieten, er legte sich in den Graben, um von den schweren Steinen welche auf ihn gestürzt wurden, zermalmt zu werden.“ Von freiwilligem Opfern bei der Anlage einer künstlichen Insel berichtet auch EXNER 1891: 52.

<sup>73</sup> Daß die japanische „Selbstaufgabe“ auf komplexe Weise in einer von der europäischen ganz verschiedenen Tradition steht, hat PINGUET 1996 gezeigt; vgl. außerdem FUSÉ 1978.

der nationalen Selbstbeschreibung hier einen gewissen Höhepunkt erlebt hat,<sup>74</sup> ist dabei vielleicht mehr als nur ein wissenschaftsgeschichtlicher Zufall gewesen.

Eine gewisse Verkehrung des Werks- und Werkopfergedankens, da es sich oft um die sagenhafte Erklärung *unfertiger* Bauten handelte, findet sich übrigens in den zahlreichen Baumeistersagen, die nur aus Europa bekannt und hier besonders in Schweden, Norwegen und Deutschland verbreitet sind.<sup>75</sup> Auch die polnische Sage, wonach der Baumeister sein Werk stets unvollendet zu lassen habe, weil er sonst sterben müsse,<sup>76</sup> gehört hierher.

Es ist – ungeachtet der Vielfalt an Sagen und Überlieferungen – jedoch nicht sicher, ob es das Menschenopfer „im Grundstein“ im europäischen Kulturkreis jemals wirklich gegeben hat. Zwar sind, vor allem in Deutschland, einige wenige diesbezügliche Entdeckungen gemacht worden, die man als ein menschliches Bauopfer interpretiert hat.<sup>77</sup> Unwiderlegliche Beweise für einen festen, auch nur einigermaßen verbreiteten Brauch konnte bis jetzt aber kein einziger dieser Funde liefern.<sup>78</sup> Entgegen der Forschungstradition des 19. Jahrhunderts ist das Menschenopfer beim Bau für dieses Gebiet deshalb später immer wieder und begründet angezweifelt worden.

Dennoch hat sich insbesondere die These von der *Ursprünglichkeit* des Menschenopfers bei der Grundsteinlegung, gegenüber dem fast alle anderen Opfer und Beigaben als eine Art von *Ablösung* zu gelten haben, in mehr oder weniger ausgeprägter Form bis in die Gegenwart hinein erhalten.<sup>79</sup> Dieser scheinbar anziehenden These stehen jedoch mehrere Gründe entgegen:

<sup>74</sup> Dazu sei allein auf Ernst Jüngers einflußreiches Buch *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt* (JÜNGER 1932) verwiesen. Darin spielt zugleich auch der Opfergedanke („tiefstes Glück des Menschen“, S. 71), der sich schon kurze Zeit später in einen offiziellen Opferkultus steigerte, eine zentrale Rolle.

<sup>75</sup> Vgl. ENZYKLOPÄDIE DES MÄRCHENS 1977: 1393–1397 und SARTORI 1898: 15 f. Die Baumeister dieses Sagentyps sind vor allem Riesen, die später diabolisiert wurden. Diese Riesen oder der als baulustig geltende Teufel übernehmen große Bauaufgaben (Brücken, Dome, Dämme, Burgen) und werden durch die List der Menschen stets um ihren Lohn geprellt. In anderer Form erscheint das Baumeistermotiv auch in Henryk Ibsens *Baumeister Solness* – nun als ein menschlich-künstlerisches, wozu zugleich das Thema des Alterns und nachlassender Schaffenskraft kommt. Man vergleiche diesen sehr alten Sagentyp nur mit den in China ebenso verbreiteten und oft variierten Bauzaubermärchen (EBERHARD 1939), in denen eine grundsätzlich anders gelagerte Arbeitsauffassung ihren märchenhaften Ausdruck findet.

<sup>76</sup> Vgl. KRAUSS 1887: 20.

<sup>77</sup> So wurde z. B. im Jahre 1879 auf einem Gehöft bei Dierberg (Grafschaft Ruppin) in einem sehr alten Fundament eine Wölbung entdeckt, worin die Gebeine eines Kindes lagen, was man als Bauopfer ansah (HAASE 1891: 110). 1888 fand man in einer Grabkapelle in der Domkirche zu Schleswig zwei aufrecht stehende menschliche Skelette und ein Skelett unter dem Stall eines Hauses in Nesserdeich (LEHRMANN 1891: 190); am Eingang des Klosters Maulbronn wurden die Überreste eines eingemauerten Menschen entdeckt (SARTORI 1898: 9); zwei menschliche Skelette wurden auch in einer Kapelle in Lipnic (Böhmen) gefunden (ERBEN 1848: 39).

<sup>78</sup> Vgl. auch RIND 1996: 37.

<sup>79</sup> Um hierfür nur einige Beispiele zu bringen: „Huhn, Katze, Hund statt Kind“ (WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN VOLKSKUNDE 1996: 70); „so finden wir denn auch, namentlich in späterer und neuerer Zeit, Thiere wie bei anderer Gelegenheit so auch hier die Stelle des Menschen vertreten“ (LIEBRECHT 1879: 292), zur Katze: „Diese Thieropfer ersetzen ohne Zweifel frühere Menschenopfer ...“; „Der Opferbrauch, bei Errichtung eines Hauses, einer Kirche oder eines Deiches, einen Menschen (auf sehr früher Stufe), häufig ein Kind einzumauern oder zu verschütten, wurde später auf lebendige Tiere, z. B. Hund,

An *erster Stelle* ist dabei vielleicht die *Uneindeutigkeit der Motive* festzuhalten. Das heißt, daß Funde, die zu bestimmten Zeiten als Beleg für ein „Bauopfer“ erschienen, zur Zeit ihrer Deponierung zusätzlich oder überhaupt andere Antriebe gehabt haben konnten. Was man für die Speisen- und Geschirrbeigaben festgestellt hat, in denen sich Bauopfermotive offensichtlich mit Elementen des Totenkultes vermischt haben oder gar vollständig darauf zurückzuführen sind, das läßt sich auch im Falle der „Opferung“ von Menschen aufweisen: Bei den Sagen und Funden, die auf eine Einmauerung von Menschen hindeuten, sind schließlich Bauopfer und *Strafe*, ja sogar *Mord*, oder besondere Formen der *Bestattung* nur selten wirklich zu unterscheiden.<sup>80</sup> Das Einmauern gilt vor allem als eine der ältesten und grausamsten Strafen, welche sogar von der christlichen Inquisition oft verhängt wurde, aber ebenso weltlichen Gerichten nicht fremd war. Eine solche Verbindung von Bauopfer und Strafe ist nicht nur aus Europa, sondern auch aus anderen Teilen der Erde bekannt, in denen die Praxis des menschlichen Bauopfers sonst bis fast in das 20. Jahrhundert hinein eindeutig belegt werden kann, etwa in China, wo man Elternmörder lebendig in Stadtmauern oder Brücken vermauert haben soll. Es läßt sich also nicht ausschließen, daß bestimmte Typen von Tötungshandlungen, die ursprünglich anderen Zwecken folgten, erst sehr viel später mit dem Bauopfergedanken verknüpft wurden, vielleicht, um ihnen auf diese Weise eine *zusätzliche* mythische Rechtfertigung zu verleihen.

*Zweitens* ist es keineswegs so, daß man bei den gemachten Opferfunden sicher von einem Prinzip „pars pro toto“ ausgehen kann: Hand, Finger, auch Teile von Tieren, sind nicht unbedingt als Ersatz für das *ganze* Tier bzw. den *ganzen* Menschen anzusehen. So stellt die „Hand“ zwar einen Teil des menschlichen Körpers dar, ihrer Symbolik kommt jedoch – wie oben angedeutet – zugleich auch eine völlig selbständige Bedeutung zu. Gerade in der „Schicksalhaftigkeit“, ja der „göttlichen

---

Katze, Hahn, Huhn oder Kaninchen übertragen“ (HUNDHAUSEN 1961: 116); „Als Opfer kommen wohl ursprünglich lebende Wesen in Betracht, vor allem Menschen, wie unschuldige Kinder, Jungfrauen, der Baumeister, der ‚Erste‘“ (JESSE 1930: 3); „Es (das Bauopfer – R. B.) hat sich allem Anschein nach in drei Etappen entwickelt: Opfer von (1) Menschen, (2) anderen Lebewesen, (3) Gegenständen“ (ENZYKLOPÄDIE DES MÄRCHENS 1981: 1271); „Anstelle des menschlichen Bauopfers genügt schließlich ein Hund, eine Katze oder eine Flasche Wein“ (ebenda 2000, S. 296); schon als Titelthese: „Vom Menschenopfer zur Haussegnung“ (KAINZBAUER 1988) u.a.m.

<sup>80</sup> So wurde etwa auch bei dem bereits erwähnten Fund in Nesserdeich eher auf Mord oder Rache/ Strafe als auf ein Bauopfer geschlossen (LEHRMANN 1891: 190). Oder: „Nach friesischem Recht ward derjenige, der einen Deich durchstach lebendig darin vergraben. Es sollte dies wohl nicht nur eine Strafe für den Frevel sein, sondern es lag wohl der Gedanke eines Bauopfers zugrunde“ (ebenda). Eine estnische Sage erzählt, daß in einer Kirche Räuber eingemauert wurden, die sich dort wohl vor ihrer üblichen Strafe verborgen hatten. Eingemauert worden sollen auch der Wojewod Borkowski in Posen und der finnische Steuerpächter Hurta sein, beide wurden damit bestraft wegen der Unterdrückung ihrer Untertanen; an Herzog Nikolaus von Oppeln „erfüllte sich der Fluch eines alten Mannes, der von des Herzogs Pferden getreten worden war: Seine Leiche wird in ein Stadttor eingemauert. Ein Ritter, der die Lehre Luthers bei seinesgleichen propagierte, wird in seiner vollen ritterlichen Bekleidung in ein Gewölbe eingemauert“ (ENZYKLOPÄDIE DES MÄRCHENS 1981: 1273). Über das Einmauern als Strafe vergleiche weiterhin auch die bei SARTORI (1898: 9), angegebene Literatur. Für die beinahe überall anzutreffende Verquickung von Strafe resp. Hinrichtung und Opfer siehe WESTERMARCK 1907–09: Band 1, 365, MEYER 1891: 199.

Fügung“, die sie traditionell in erster Linie zum Ausdruck bringt, kommt sie weit *über* dem einzelnen Menschen zu stehen und kann deshalb in dieser Hinsicht auch nicht unbedingt als ein Substitut für ihn gelten. Auch das häufig erwähnte Einbringen von Pferdeschädeln oder -füßen hat ja nicht für das ganze Pferd gestanden, das als Bauopfer wahrscheinlich nie gebracht wurde, sondern es wurden damit jeweils spezielle Aufgaben verbunden, in denen das Pferd und einige seiner Eigenschaften höchstens noch als Vorstellungen erschienen sind. An dieser Stelle ist wohl überhaupt der Selbständigkeit fast aller Sach- und Tieropfer zu gedenken: In Kräutern, Salz, Getreide, Würfeln, Eiern, Geschirr oder Münzen,<sup>81</sup> in Hunden, Katzen, Lämmern, Hähnen und Pferden stets nur den „ursprünglichen“ Menschen zu entdecken, täuscht über die Herkunft dieser uralten Opfergaben und die konkrete Vielfalt ihrer Anliegen mit einer nur ideologisch zu nennenden Konstruktion hinweg.<sup>82</sup>

*Drittens* ist die Ursprünglichkeit von Menschenopfern beim Bau auch aus diesem Grunde unwahrscheinlich: Opfer von solcher Tragweite, ob sie nun in Sagen oder gesicherten Berichten erwähnt werden, konnten nur bei *größeren, bedeutenden*, meist *gemeinschaftlichen* Bauten gebracht werden. Auch vor langer Zeit, vermutlich immer schon, ist das Menschenopfer als so schwerwiegend empfunden worden, daß es bei minderen und privaten Gebäuden wohl nie in Betracht gezogen wurde. Aus der einschlägigen Forschung heraus ist so etwas zumindest nicht bekannt. Insbesondere für den deutschen Kulturraum, wo der Gedanke des Menschenopfers als „ursprüngliches Bauopfer“ zunächst entwickelt wurde, ist es aber so, daß größere und gemeinschaftliche Bauwerke ein relativ spätes geschichtliches Produkt darstellen, während etwa die elementare Vorstellung, daß man den Boden- und anderen Naturgeistern bei der Errichtung einer Heimstatt zu opfern, sie zu beschwichtigen, durch Hausrat oder Speisegaben für sich zu gewinnen habe, mit einiger Sicherheit davor anzusiedeln ist. Hierzu kommt, daß das wenigstens für Europa durchgängig typische „Einmauern“ zweifellos *Steinbauwerke* voraussetzt. Steinbauwerke wiederum sind in Deutschland, zunächst nur ganz vereinzelt, erst in der Karolingischen Zeit und sonst ab dem Spätmittelalter sowie als Übernahmen von der römischen Baukunst her bekannt geworden.<sup>83</sup> Auch die Praxis – oder die Legende – des „Ein-

<sup>81</sup> Für Eier, Münzen, Mühlsteine etc. siehe namentlich LIEBRECHT 1879: 295 f.

<sup>82</sup> Für die Anerkennung der Eigenbedeutung der meisten Sach- und Tieropfer, die teilweise vor und neben den Menschenopfern existierten, hat insgesamt auch schon KLUSEMAN 1919 plädiert.

<sup>83</sup> Vgl. etwa RANCK 1907, HAUPT 1909: 65 ff. Dieses Argument hat auch WEBER 1908: 90 geltend gemacht. Er sah deshalb zugleich in der *gesamten* Praxis des Bauopfers in Deutschland eine Entlehnung von den römischen Bräuchen. Was jedenfalls die historische Bauweise angeht, so hatte bekanntlich schon Tacitus in seiner *Germania* darüber erwähnt: „Nicht einmal Bruchsteine oder Ziegel sind bei ihnen im Gebrauch; zu allem verwenden sie unbehauenes Holz, ohne auf ein gefälliges oder freundliches Aussehen zu achten“ (TACITUS 1973: 25). Steinbauten blieben bei gewöhnlichen Häusern (bis in das 19. Jahrhundert hinein) lange Zeit eher die Ausnahme. Das spiegelt nicht zuletzt die Sprache: „Wand“ bezeichnet das „Gewundene“, das Flechtwerk, mit dem die Zwischenräume zwischen Pfosten und Stöckern des alten Holzhauses geschlossen wurde. „Mauer“ dagegen (lat. *murus*, mit Verbindung zu jidd. *mora*, hebr. *mora* – „Furcht“, welche in *mauern* – beim Kartenspiel – bis heute bewahrt ist), „Kalk“ (lat. *calx*, „Stein, Kalkstein, Kalk“, was in Zusammenhang mit *calculus*, „Steinchen, Spielstein, Rechenstein, Berechnung“ steht), „Ziegel“ (lat. *tegula*, „Dachziegel“, zu lat. *tegere*, „decken, bedecken“) und „Zement“ (lat. *caementum*, „Bruchstein zum Mauern“) sind alle, teilweise indirekte Übernahmen aus dem Lateinischen. Das-

mauerns von Menschen“ kann schon daher auf diesem Gebiet also erst aus dem (späten) Mittelalter herrühren und keineswegs ein irgendwie urgermanischer Brauch gewesen sein.

Schließlich setzt jedes Menschenopfer unbestritten „Götter“ voraus, d. h. über die Menschen herrschende Wesen, die ihnen ähnlich und zugleich mächtig genug sind,<sup>84</sup> um ihnen auch Menschen sinnvoll opfern zu können – auch diese sind jedoch eine vergleichsweise späte Vorstellung, welche auf die ursprünglichen Formen des Seelenglaubens und der Naturverehrung als eine höhere Form der geistigen Entwicklung folgt. „Auf den niedrigsten Kulturstufen“, so vermerkt Edward Westermarck über die Sitte des Menschenopfers, „kennt man sie überhaupt kaum.“<sup>85</sup> Das Menschenopfer ist daher sicher das „stärkste“ und „höchste“ Opfer, aber es kann gerade deshalb, in welcher Kultur auch immer,<sup>86</sup> nicht die *anfängliche* Form des Opfern gewesen sein. Was nun wiederum den dabei stets im Mittelpunkt stehenden deutschen Kulturraum angeht, so scheinen besonders hier jene „Götter“ tatsächlich nie eine derart prägende Rolle gespielt zu haben, wie man das in der deutschen Mythologie vor allem der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gern annehmen wollte. Die Welt der Germanen, und später der Deutschen, war dauerhaft vor allem durch „Geister“ (Zwerge, Riesen usw.), in einer Art von urtümlichem Pantheismus, bestimmt. Davon zeugt bis heute jene Vielzahl an Sagen, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zusammengesammelt wurden; es kommt, im Unterschied zu den römischen oder griechischen Sagen, nicht in einer einzigen von ihnen auf Götter die Rede. Über die Gottheiten der germanischen Völker ist aus diesem Grunde auf dem späteren deutschen Territorium schließlich auch nur sehr wenig und Bruchstückhaftes zu erfahren gewesen. Das Wissen über sie mußte durch die deutsche mythologische Forschung bekanntlich erst aus dem Norden, d. h. aus Skandinavien, vor allem in Form der *Edda*, übertragen werden.<sup>87</sup> Für die Rekonstruktion dessen, was

---

selbe gilt auch für „Keller“, „Mörtel“ und „Pflaster“. Bauleute waren in Deutschland wesentlich *Zimmerleute*. Auch zu Zeiten Karls des Großen waren andere Bauhandwerker noch weithin unbekannt (vgl. u. a. OTTO 1920: 15). Erst im 13. Jahrhundert setzte der Aufstieg eines eigenen, deutschen *Steinmetzwesens* ein, das bis dahin durch eingewanderte (und in sich abgeschlossene) lombardische und burgundische Steinmetze bestimmt war. Und es blieb noch über Jahrhunderte hinweg vor allem auf große – oft kirchliche – Bauten beschränkt.

<sup>84</sup> Bei den Naturgöttern, so HERRMANN 2001: 177, „ist ... der *Zusammenhang* mit den zugrunde liegenden Naturerscheinungen gelockert, ja oft aufgelöst; der Glaube, daß es die großen Naturmächte sind, von denen Wohl und Wehe des menschlichen Daseins abhängt, ist mehr und mehr zurückgetreten. Die Götter sind zu wunderbarer Herrlichkeit gesteigerte Menschen, Idealbilder von Königen und Fürsten, von erstaunlicher Kraft und Weisheit.“ Siehe auch „Religion“ in REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE 1928: 89–122.

<sup>85</sup> WESTERMARCK 1907–09: Band 1, 363. MEYER 1891: 91 stellt in diesem Zusammenhang fest: „Die Menschenopfer werden schon bei den Cimbern erwähnt ..., sind also vom historischen Standpunkt aus betrachtet alt, scheinen jedoch trotzdem und trotz ihrer altertümlichen Grausamkeit der früheren prae-historischen götterlosen Zeit des Toten- und Dämonenkultes als solche gefehlt zu haben ...“

<sup>86</sup> Auch etwa für China ist es so, daß der Brauch, „magische Figuren“ einzugraben, so alt zu sein scheint, daß man ihn nicht sicher als einen Ersatz für das möglicherweise jüngere Menschenopfer interpretieren kann (EBERHARD 1939: 99).

<sup>87</sup> Siehe KURTS o. J.: 298. Vgl. auch die Darstellung der Geschichte der Wissenschaft von der germanischen Mythologie in MEYER 1891: 1–8.

man über die Praxis der Menschenopfer erfahren wollte, konnte man sich zwar, neben den diversen Legenden und Vermutungen, auch schon auf ältere römische Quellen stützen. Deren historische Zuverlässigkeit ist in dieser Hinsicht im Grunde jedoch nicht sehr viel höher als die des volkstümlichen Sagenschatzes zu veranschlagen.<sup>88</sup>

Es ist also über alle Maßen zweifelhaft, ob es – jedenfalls in Europa – das menschliche Bauopfer im Sinne eines festen Brauchs jemals wirklich gegeben hat. Was allerdings bleibt, das ist eben die Vielfalt an Sagen, zu denen wohl auch die gleichsam moderne und auch in der Wissenschaft offenbar recht zählbeige Sage von der „Ursprünglichkeit“ des Menschenopfers bei der Grundsteinlegung gehört.

#### IV

Die Legenden vom menschlichen Bauopfer mögen ausgesprochen „barbarisch“ anmuten. Tatsächlich existiert für diese Überlieferungen aber nicht nur Vergleichbares schon im *Alten Testament*,<sup>89</sup> sondern darüber hinaus auch eine *christliche* Entsprechung. In einem bekannten biblischen Gleichnis hatte Jesus sich schließlich selbst als einen solchen Stein von besonderer Bedeutung verstanden. Das *Neue Testament*, Matthäus 21.42, läßt ihn sagen: „Habt ihr nie in den Schriften gelesen: ‚Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, dieser ist zum Eckstein geworden; von dem Herrn her ist er dies geworden, und er ist wunderbar in unseren Augen?‘ Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf wen der Stein aber fällt, den wird er zermalmen.“

Der Hinweis auf die „Schriften“ bezieht sich dabei auf Psalm 118.22/23 des *Alten Testaments*, wo das Bild vom verworfenen Eckstein noch ganz allgemein für den „verkannten Gerechten“ Verwendung findet.<sup>90</sup> In seinem *Gleichnis von den bösen Winzern* meinte Jesus mit diesem Bild nun den Sohn eines Hausherrn, der einen

<sup>88</sup> Vgl. z. B. LÖHER 1928, dessen Quellenkritik allerdings merklich in eine nationalsozialistische Verschönerung des Germanenbildes hinübertreibt.

<sup>89</sup> Das Bauopfer war, wie BREWSTER 1971: 71 schreibt, „familiar to the Old Testament Jews“. Als Beleg hierfür gilt folgende Stelle aus dem 1. Buch der Könige (16.34): „In seinen Tagen baute Hiel, der Betheliter, (die Stadt) Jericho (wieder) auf. Um (den Preis von) seinem Erstgeborenen, Abiram, legte er ihren Grund, und um (den Preis von) Segub, seinem Jüngsten, setzte er ihre Tore ein nach dem Worte des HERRN, das er durch Josua, den Sohn des Nun, geredet hatte.“ Daß die Vorstellung von einem Menschenopfer überhaupt dem *Alten Testament* nicht fremd war, dafür steht an erster Stelle die berühmte Geschichte von Abraham und dessen Sohn Isaak, wie sie im *Buch Genesis* erzählt wird. Vgl. weiterhin: LEWYSOHN 1867, SCHMIDT 1877, BECKER 1898, MOMMERT 1905, MADER 1909, SCHAMBERGER 1912, TEMPLER 1926, JÜDISCHES LEXIKON 1929: 701–703, ENCYCLOPEDIA JUDAICA 1929: 1174 f., ROST 1982, SCHENKER 1992, WILLI-PLEIN 1993.

<sup>90</sup> RECLAMS BIBELLEXIKON 1992: 114. Zu den dabei maßgeblichen Wandlungen und Kontinuitäten des christlichen Opferbegriffs im Verhältnis zum alttestamentarischen vgl. auch das Stichwort „Opfer“ in HISTORISCHES WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHIE 1987: 1225–1230.

Weingarten verpachtet hatte und dessen Pächter diesen Sohn getötet hatten. Er meinte damit den Sohn Gottes unter den Menschen – sich selbst.<sup>91</sup>

Die barbarische Tradition des Menschenopfers steht in einer gewissen Parallele hierzu, auch wenn die *Bezugsrichtungen* des Opfers in beiden Fällen entgegengesetzte sind. Das heidnische, ganz und gar unfreiwillige Opfer<sup>92</sup> hatte sich vor allem auf den Boden gerichtet, der hiermit beschworen werden sollte: Der lebendige Körper wurde gleichsam in das Dunkel der Erde gebracht. Das christliche Selbstopfer jedoch zielt auf den Himmel, von dem es kommt und zu dem es – in der Form eines „reinen Lichtscheins“ – wieder aufsteigen wird. Nicht zuerst der *Urgrund* für Burgen, Festungen oder Wälle, sondern das nach oben hin offene *Reich Gottes* ist also mit dem „wunderbaren Eckstein“ angesprochen. In der christlichen Lesart soll dieser Stein das in die Höhe Wachsen des (gesellschaftlichen) Hauses auf dem vorausgesetzten festen Untergrund verbürgen. Deshalb ist es auch nicht der relativ amorphe *Grundstein*, den in dieser oder jener Weise schon die Bibel in ihren Übersetzungen kennt,<sup>93</sup> sondern der geometrisch ausgeprägtere *Eckstein*, der zunächst „verkannte Gerechte“, welcher im Christentum nun eine herausgehobene und stärker vergeistigte Bedeutung bekommt.<sup>94</sup>

Zuweilen gab es jedoch – besonders im Mittelalter – auch merkwürdige Überschneidungen heidnischer und christlicher Ansichten: „Nach dänischen überlieferungen mauerte man unter den altar der kirche ein *lamm*, damit sie unverrückt stehen sollte ...“; und: „... in Merlins geschichte ... wird erzählt, wie könig Vortigern einen festen thurm bauen lassen wollte, der immer wieder einstürzte, eh er vollendet

<sup>91</sup> In dem für das *Pontificale Romanum* zentralen Bild liegt zugleich der Grund, weshalb sich der Klerus auch von den Nachfolgern der Bauleute fernhält. Denn sie stehen für die rohen Widersacher, die den „Gerechten“ nicht erkannt, sondern verlacht und verfolgt haben. Deshalb kann in der katholischen Grundsteinlegung auch nicht auf den Stein gehämmert werden. Er wird vielmehr vom Geistlichen *gesegnet* bzw. – von weiblicher Seite – auch geküßt: „In einem Bericht aus dem 17. Jh. wird aus dem Jahre 940 erzählt, die Gründerin eines Stiftes habe den ersten Stein aufgehoben und geküßt und unter Gebeten wieder niedergelegt“ (HANDWÖRTERBUCH Band 3: 1560). Protestanten hingegen nehmen, wie man bereits sehen konnte, diese textlichen Überlieferungen nicht mehr dogmatisch-wörtlich. Indem sie den Glauben stärker verinnerlichen und weniger auf ein sichtbares „Gebäude“ abzielen, unterliegt der Grundstein schließlich einer „Säkularisierung“. Im Protestantismus verliert er an religiöser Bedeutung, er wird nun auch nicht mehr christlich „fetischisiert“.

<sup>92</sup> Im Unterschied zu den oben angeführten Überlieferungen aus Asien (vgl. Anm. 72). In den meisten Übermittlungen jedoch wird das Opfer gegen seinen Willen erbracht, oft überrumpelt und getäuscht (was übrigens auch für die Gattin des jüngsten Königs bzw. des Baumeisters – und für ihn selbst! – gilt). Daraus, daß sehr oft gerade zufällig und ahnungslos am Bau oder dem Grundstein Vorüberkommende geopfert werden sollten, erklärt sich auch der anfangs erwähnte Brauch des „Schnürens“. Wer dem Bau zu nahe kommt, hat sich durch eine Spende von diesem früheren Schicksal freizukaufen.

<sup>93</sup> Siehe etwa *Jeremia* 51.26.

<sup>94</sup> Das heißt jedoch nicht, daß dem Christentum die Kategorie des Grundsteins nicht bekannt wäre, nur dient der Grundstein im Verhältnis zum Eckstein einer vorher noch nicht entwickelten Differenzierung. So wird ja das umstrittene Grab des Apostelfürsten Petrus, des berühmten „Felsen“, auf dem Jesus seine Kirche erbauen wollte, als sakraler „Grundstein“ von St. Peter in Rom angesehen. Und diese Bestimmung enthält schon der Beiname des Apostels (sein ursprünglicher Name lautete Schimon, Sohn des Jona): „kepha“, aramäisch „Edel- oder Grundstein“, was später als „petrus“, „Stein, Felsblock“, ins Griechische übertragen wurde. Im Verhältnis von *Eckstein* und *Grundstein* drückt sich also nicht weniger als das immer wieder thematisierte und auf Jesus selbst zurückgehende Ur- und Entwicklungsproblem des Christentums, die Spannung von Religion und Kirche, von Geistigem und Weltlichem usw. aus.

war. Die Weissager erklärten, der thurm werde nicht stehn, bevor der *grundstein* mit eines *kindes blute benetzt* sei, das von einem weibe geboren, aber von keinem manne erzeugt worden.<sup>95</sup> Theodor Storms *Schimmelreiter* gibt später ebenfalls eine solche Geschichte, in der heidnische und christliche Mythen auf vieldeutige Weise ineinander greifen.<sup>96</sup> Auch von einer *generellen* Verquickung von Heidentum und Christentum beim menschlichen Bauopfer in Europa ist in den Forschungen zur Volkskunde schon die Rede gewesen.<sup>97</sup> Schließlich sind ja nicht nur beim menschlichen Bauopfer, sondern zugleich bei weniger spektakulären baugebundenen Bräuchen, etwa dem (Wetter)-Hahn auf den christlichen Kirchtürmen, derartige Kompromisse bzw. Bedeutungsverschränkungen und -verschiebungen bekannt.<sup>98</sup>

Der auf die heutige Zeit vor allem für große öffentliche Gebäude überkommene Grundstein enthält jedenfalls Momente *beider* Traditionen, einerseits der heidnischen und andererseits der jüdisch-christlichen: Er ist zunächst noch ein von seiner kubischen Form her gesonderter *Eckstein*, der in die *Grundmauer* eingelassen wird,

<sup>95</sup> GRIMM 1875–78: 956 f. „Merlins geschichte“, die man auf das Jahr 480 datiert, wurde bekanntlich zuerst von Nennius in seiner *Historia Britonum* aus dem 8./9. Jhd. erzählt (NENNIUS 1980: 29–31). Sie ist zugleich die *älteste* verbürgte Bauopfersage überhaupt. Bei dem selbstbewußten Knaben, der seine Opferung durch eine Gegen-Weissagung verhindern kann, handelt es sich dann aber nicht gerade um einen neuen Christus („von einem weibe geboren, aber von keinem manne erzeugt“ – eine vieldeutige Vorschrift, die wahrscheinlich auch auf das Verhindern der Möglichkeit einer Familienrache zurückgeht), sondern eben um den als *Zauberer* später bekannt gewordenen Merlin selbst, den die Sage in ihren späteren Ausformungen von einer *Nonne* zwar ohne Mann, aber nun mit Hilfe des *Teufels* erschaffen sein läßt. Das zunächst gerettete Bauopfer Merlin ist in dieser Ausformung, um es in einem Bild auszudrücken, deshalb noch keineswegs die „weiße Taube“, die einem tödlichen Schicksal glücklich entkommt, wie das Thema des verlangten Menschenopfers später im *Märchen* seine übliche Auflösung finden wird. Vielmehr ist er am Ende selbst ein dunkler Zauberer, noch mehr aber der berühmte „schwarze Rabe“, der aus weltlicher Lust oder der davon nicht so weit entfernten Angst seine eigentliche Mission nicht erfüllen kann. Zu den reichhaltigen Konnotationen dieser Geschichte siehe die beinahe unüberschaubare Merlin-Literatur, etwa Dorothea von Schlegels (eine Tochter Moses Mendelssohns) unter dem Namen ihres Mannes Friedrich herausgegebene Übersetzung der Sagenfassung von 1804 oder Karl Immermanns mythisches Drama *Merlin* von 1832, das sogar Goethes *Faust* gegenübergestellt werden sollte. Dabei war – ebenso wie schon bei den Schlegels – genau das *Scheitern* einer Synthese von heidnischen und christlichen Überlieferungen in den Mittelpunkt gerückt worden.

<sup>96</sup> Hier sei nur daran erinnert, daß der Held dieser Novelle, Hauke Haien, gleichsam im Namen der Aufklärung, den kleinen herrenlosen Hund rettet, der von der abergläubischen Bevölkerung beim Bau des Deiches mit eingegraben werden sollte – um schließlich selbst, mehr oder weniger freiwillig, zum Bauopfer zu werden.

<sup>97</sup> Siehe NORK 1849: 383 ff. Das in Norks durchaus nicht abwegiger Analyse erkennbare antichristliche Moment, welches schon bei Jacob Grimm angelegt war, aber von Nork und anderen nun auch gegen die heidnischen Überlieferungen radikalisiert wurde, hat dazu beigetragen, daß der Hauptstrom der deutschen Mythologieforschung sofort vehement Abstand nahm: „antichristlicher Geist ... , sinn- und zuchtlose Phantasien“, so J. W. Wolf in der Einleitung zum ersten Heft der maßgeblichen *Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde* (WOLF 1853: V). Dieser Streit hatte sich besonders am Charakter des menschlichen Bauopfers, das als das am weitesten verbreitete Menschenopfer überhaupt gilt, entzündet. Mit ihm setzte, fast unmittelbar nach Grimms, des „Meisters“, Tod, dann eine für die weitere Entwicklung wesentliche Differenzierung der deutschen Volks- und Völkerkunde (sowie eine Reihe von Transformationen des auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts für das deutsche Denken zentral bleibenden „Opfer“-Begriffs) ein, deren bis in die unmittelbare Gegenwart reichenden und erheblichen Probleme an dieser Stelle jedoch nicht dargestellt werden können.

<sup>98</sup> Vgl. beispielsweise GÖTZINGER 1885: 388 und WÖRTERBUCH DER SYMBOLE 1991: 272 f. Für die sehr weit zurückgehende *christliche* Tradition des Hahnensymbols besonders KRETZENBACHER 1958.



und anstelle des Bodens nun selbst mit *Opfern* bzw. später mit guten *Gaben*<sup>99</sup> bedacht wird.

Dieser traditionelle und vielschichtige Zusammenhang drückt sich nicht zuletzt in der an sich befremdlichen Kombination seines Namens aus, worin heidnischer „Grund“ und christlicher „Eckstein“ in eine Verbindung gebracht wurden, die nur symbolisch zu verstehen ist. Denn es gibt wohl einen Eckstein, aber *den* „Grundstein“ eines Gebäudes gibt es in der Praxis nicht.<sup>100</sup> Und der „Grundstein“ birgt diese verschiedenen Traditionen nicht mehr in der Form jener primitiven und düsteren Überschneidungen, von denen aus dem Mittelalter her erzählt wird, sondern nun in einer sehr zurückgenommenen, wenn auch nicht ganz widerspruchsfreien *begrifflichen* Synthese.

Hierzu muß man noch das anfangs erläuterte mehrgliedrige *Ritual* der *Legung* des Steins samt seinem doppeldeutigen Hämmern hinzunehmen. In der oben beschriebenen Weise hat diese Zeremonie vor allem den Vertrag zwischen dem Bauherrn und den Bauleuten befestigt. Daneben nimmt sie jedoch zunehmend auch Elemente der gesellschaftlichen *Legitimation* des Baus und des Bauherrn selbst einer allgemeinen Öffentlichkeit gegenüber in sich auf. Es ist diese nächste Funktion, die irgendwann beginnt, die alte Bedeutung der Geistervertreibung und später die des sozialen Kontrakts zu überdecken bzw. in sich *einschließen*. Das „Gepränge“ und „Gefolge“, mit dem der „Landes-Herr oder Stat seiner eine vornehme Person“ offenbar schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Grundsteinlegung erschienen,<sup>101</sup> zeigt diese für den Süden sehr viel früher beobachtbare gesellschaftliche Überlagerung dann auch in den an sich weniger feierfreudigen nördlichen Gegenden an.

Je vielfältiger die Bedürfnisse gesellschaftlicher Legitimation im Laufe der Zeit werden, desto *variabler* wird wiederum auch die jeweilige Zeremonie – der man bei dieser Art von „Beliebigkeit“ ihre herkömmlichen Funktionen schließlich kaum noch anzusehen vermag. Eine derartige Umstellung vom „Mythos“ auf sich reflexiv erweiternde „Legitimation“ ließ sich ja bereits bei der Entwicklung der typischen Bauopfervorstellungen (und jedenfalls vom Mittelalter an) feststellen: den allmähli-

<sup>99</sup> Zum Begriff der „Gabe“, dessen wissenschaftliche Erkundung einer völlig anderen geistigen Linie als die Opferforschung entspringt, siehe MAUSS 1968.

<sup>100</sup> Auch in der *Offenbarung Johannes* 21.19–22 des *Neuen Testaments* ist von *zwölf*, jeweils eigens ausgezeichneten Grundsteinen – und zwar der Stadtmauer des himmlischen Jerusalem – die Rede. Man mag hierbei, wie im Falle des Petrus, an die zwölf Apostel denken. In vielen Bibelübersetzungen (z. B. der Martin Luthers oder der späteren Einheitsübersetzung), wird diese Identifikation ausdrücklich vorgenommen (siehe zugleich den Artikel „Grundstein“ in GRIMM 1935: 903). Die zwölf Apostel, später um den dreizehnten, Paulus, vermehrt, gelten dann auch als „die ersten Gründer und Baumeister“ der Kirche. Hinzu kommt, daß der Grundstein in der Realität ja fast nie als ein wirklicher *Grund*-Stein vermauert wurde, sondern in aller Regel *oberhalb* der Erdlinie seinen Platz findet. Auch das überlieferte Einmauern von Menschen mit Steinen geschah schließlich meist über dem Boden. Nur wo – wie vor allem in dem aus Asien und Afrika Berichteten – nicht gemauert wurde, wurde das Opfer in den „Grund“ versenkt. Oder es wurde, wie es aus dem alten Griechenland (jedoch nicht für Menschen) übermittelt ist, *unter* den Mauern beigesetzt. Von einem Grund-Stein kann man deshalb auch in diesen Fällen nicht sprechen.

<sup>101</sup> ZEDLER 1735: 1145.

chen und vor allem *irreversiblen* Wechsel vom Menschen-, Tier- und Sachopfer zum Einlegen etwa von Münzen, Gedenk-Münzen und schließlich von bloßen Dokumenten, die den Bau und seine Zeit betreffen.

Diese Modifikationen betreffen endlich auch den Grundstein selbst. So werden in angelsächsischen Darstellungen die Rituale der Grundsteinlegung bezeichnenderweise schon seit längerem nicht mehr unter „foundation stone“, wie es jedenfalls bis zur letzten Jahrhundertwende teilweise war, sondern grundsätzlich unter „cornerstone“, also Eckstein, abgehandelt. Und auch der „*Eckstein*“ wandelt sich dabei zu einem lediglich symbolisch gemeinten Begriff. „The modern cornerstone“, vermerkt die *Encyclopaedia Britannica*, „need not actually support, need not to be positioned at a corner, and need not to be part of the foundation; often it is placed ornamentally in the facade or in an interior wall or floor.“ Bei einer solchen Anordnung des Grundsteins verliert seine kubische Form alle ihre ursprünglichen Aufgaben, sie kann sich nun zum ebenso bauüblichen wie auch eleganteren „Quader“ hin strecken.<sup>102</sup> Darüber hinaus ist es aber so, daß es aufgrund der zunehmenden Ornament-Funktion oft nicht einmal mehr ein Baustein im eigentlichen Sinne („solid“ or „hollowed out“), sondern eben nur eine *beschriftete Platte* ist, welche den modernen Grundstein versinnbildlicht: Diese Platte bzw. Tafel wird für die Feierlichkeit der Grundsteinlegung an irgendeinem gut erreichbaren Ort der Baustelle aufgerichtet, danach entfernt und bei Vollendung des Gebäudes an ihren endgültigen Platz montiert. Nicht nur in den Transformationen der umgebenden Rituale, sondern auch in dieser Abflachung der Geometrie des Grundsteins, vom Kubus über den Quader bis zur Platte, vollzieht sich also ein sukzessiver Übergang von der traditionellen Idee der *inneren Stabilität* des Steins zu seiner modernen *äußeren Verwendbarkeit* hin.

Das *Aufgehen* in anderen Gestalten geschieht dabei allerdings nicht völlig. Denn die gegenwärtig üblichen Grundsteine weichen von dem sonstigen Baumaterial fast immer zumindest in eine Andeutung der alten Würfelform ab. Sie sind vor allem zumeist höher als die anderen Bausteine, was nicht allein damit zu tun hat, daß sie oft heute noch Beigaben aufnehmen sollen. Auch wo dies, wie im Fall der Tafel, nicht mehr so sein kann, zitieren sie gleichsam noch die klassische Stabilität des Kubus.

## LITERATUR

ABT, Fritz (Bearbeiter)

1938: *Die Grundsteinlegung für Heime der Hitlerjugend*. Berlin.

ANCILLON, Charles

1701: *Dissertation sur l'usage de mettre la première pierre au fondement des edifices publico*. Berlin.

<sup>102</sup> Der Quader eignet sich sowohl als „Schatulle“ für die Zeitzeugen („newspapers, photographs, currency, books or other documents“) wie auch als Träger von Inschriften besser als der Kubus; und als Bestandteil der Fassade oder einer Flurwand würde ein Würfel (bzw. das davon sichtbare Quadrat) in der Regel nur noch unverständlich sperrig wirken.

- ANDREE, Richard  
 1878: *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*. Stuttgart.  
 1895: Die Hillebille. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 5, 103–106.  
 1897: Harzer Köhlerlied. in: *Ebd.* 7, 208–209.
- ASMUSSEN, P.  
 1890: Dahomey und seine Menschenopfer. *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 57, 369–372.
- BABITS, Mihály  
 1978: A magyar jellemről [Über den ungarischen Charakter], in: *Esszék, tanulmányok*. Band 2, Budapest, 628–666.
- BARTZ, H. E. W.  
 1908: Das Hausrichten. *Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkskunde* 5, 111–114.
- BASTIAN, Adolf  
 1866: *Die Geschichte der Indochinesen. Aus einheimischen Quellen*. Leipzig.
- BECHSTEIN, Ludwig  
 1838: *Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes*. Band 4, Hildburghausen.  
 1842: *Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes*. Würzburg.
- BECKER, Horst  
 1931: *Der Gedanke des Bauopfers*. *Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde* 6, Heft 1, 45–70.
- BECKER, Wilhelm  
 1898: *Das Menschenopfer bei den Israeliten*. Berlin.
- BEIER, Adrian  
 1722: *Adrian Beiers Allgemeines Handlungs- Kunst- Berg- Und Handwercks-Lexicon, Oder Vollständige Beschreibung derer bey denen Handlungen, Buchhalten, Wechsel-Sachen, Schifffarthen, Bau-Kunst, Jagden, Bergwercken, Künsten und Handwercks-Innungen gebräuchlichen Terminorum, Formulen und anderer darin vorkommenden Redens-Arten*. Querfurt und Sangerhausen.
- BÉRESNIAK, Daniel  
 1998: *Symbole der Freimaurer*. Wien.
- BREWSTER, Paul G.  
 1971: The Foundation Sacrifice Motif in Legend, Folksong, Game, and Dance. *Zeitschrift für Ethnologie* 96, Heft 1, 71–89.
- BROCKHAUS  
 1893: *Brockhaus' Konversations-Lexikon* (14. Auflage). Band 8, Berlin und Wien.
- BRUDER, Albert–GEORG, Günter  
 1982: *Reden und Sprüche zu Grundsteinlegung, Richtfest und Einzug*. Niedernhausen.
- BURDICK, Lewis Dayton  
 1901: *Foundation Rites. With some kindred ceremonies. A contribution to the study of beliefs, customs and legends connected with buildings, locations, landmarks etc.* New York.
- BUSCHAN, Georg  
 1914: *Die Sitten der Völker*. Band 1, Stuttgart–Berlin–Leipzig.
- COOPER, Jean Campbell  
 1986: *Illustriertes Lexikon der traditionellen Symbole*. Leipzig.
- DAS KÖLNER DOMBAUFEST ...  
 1992: *Das Kölner Dombaufest von 1842*. Ratingen–Hösel.
- DIPLICH, Hans  
 1976: *Das Bauopfer als dichterisches Motiv in Südosteuropa*. München.
- DIRKS, Hans  
 1985: *Brauchtum im Oldenburger Land*. Oldenburg.
- EBERHARD, W.  
 1939: Chinesischer Bauzauber. Untersuchungen an chinesischen Volksmärchen. *Zeitschrift für Ethnologie* 71, 87–99.
- ELIADE, Mircea  
 1943: *Commentarii la legenda Mesterului Manole*. Bucharest.
- ENCYCLOPAEDIA BRITANNICA  
 1997: *The New Encyclopaedia Britannica, Micropaedia, Ready Reference* (15th Edition). Volume 3, Chicago.
- ENCYCLOPAEDIA JUDAICA  
 1929: *Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart*. Band 3, Berlin.

- ENDRES, Franz Carl  
 1949: *Die Geheimnisse des Freimaurers*. Stuttgart.  
 1952: *Die Symbole des Freimaurers*. Stuttgart.
- ENZYKLOPÄDIE DES MÄRCHENS  
 1977: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur vergleichenden Erzählforschung*. Hrsg. RANKE, Kurt. Band 1, Berlin–New York.  
 1981: *Enzyklopädie des Märchens ...* Band 3, Berlin–New York.  
 2000: *Enzyklopädie des Märchens ...* Band 10, Berlin.
- ERBEN, K. J.  
 1848: Obetowáni zemi. *Časopis českého museum*, 33–52.
- ERLACH, H.–POLZ, Emil  
 1910: *Sprüche und Reden für Maurer und Poliere bei Grundsteinlegung zu öffentlichen und Privatgebäuden zum Gebrauch für Gesellen, Poliere und Meister* (3. Auflage). Leipzig.
- EXNER, A. H.  
 1891: *Japan. Skizzen von Land und Leuten mit besonderer Berücksichtigung kommerzieller Verhältnisse*. Leipzig.
- FESSLER, Franz Carl  
 1860: *Bausprüche, bestehend in Maurer-, Zimmermanns-, Dach- und Schieferdecker-Reden, bei Legung eines Grundsteins, Versetzung des Schlusssteins, nach vollendetem Richten eines Gebäudes, Aufsetzen eines Thurmknopfes usw.* (2. Auflage). Quedlinburg und Leipzig.
- FESTBERICHT ...  
 o. J.: *Festbericht über die Feier der Grundsteinlegung der Auferstehungskirche zu Klostergrab am 12. Dezember 1900*. Leipzig.
- FOX, Nikolaus  
 1927: *Saarländische Volkskunde*. Bonn.
- FREYBE, Albert  
 1910: *Der deutsche Volksaberglaube in seinem Verhältnis zum Christentum und im Unterschiede von der Zauberei*. Gotha.
- FRISCHBIER, Hermann  
 1870: *Hexenspruch und Zauberbann. Ein Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens in der Provinz Preußen*. Berlin.
- FUSÉ, Toyomasa  
 1978: *Seppuku. An Institutionalized Form of Suicide in Japan*. *The Journal of Inter-cultural Studies* 5, 48–66.
- GEISSEL, Johannes Cardinal von  
 1865: *Festgedicht auf die Grundsteinlegung zum Fortbau des Kölner Domes*. Köln.
- GÖTZINGER, Ernst  
 1885: *Reallexikon der Deutschen Altertümer. Ein Hand- und Nachschlagbuch der Kulturgeschichte des deutschen Volkes* (2. Auflage). Leipzig.
- GRIMM, Jacob  
 1875–78: *Deutsche Mythologie* (4. Auflage). Göttingen.
- GRIMM, Jacob–GRIMM, Wilhelm  
 1893: *Deutsches Wörterbuch*. Band 14, Leipzig.  
 1935: *Deutsches Wörterbuch*. Band 9, Leipzig.
- GROSS, Karl  
 1885: *Menschenhand und Gotteshand in Antike und Christentum*. Stuttgart.
- HAASE, Karl (Ed.)  
 1891: *Sagen und Erzählungen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. Am Urquell. Monatschrift für Volkskunde II*, 110 ff.
- HABERLAND, C.  
 1878: Das Ei im Volksglauben. *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 34.
- HANDWÖRTERBUCH  
 1927–42: *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. (10 Bände) Hrsg. BÄCHTOLD-STÄUBLI, Hanns unter Mitwirkung von HOFFMANN-KRAYER, Eduard. Berlin und Leipzig.
- HÄNSEL, Robert  
 1931: Das Verbot eines alten Brauches. *Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde* 6, 163 ff.
- HAUPT, Albrecht  
 1909: *Kunst und Baukunst der Germanen*. Leipzig.

- HEHN, Victor  
 1873: *Das Salz. Eine kulturhistorische Studie*. Berlin.  
 1911: *Kulturlpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa. Historisch-linguistische Skizzen* (8. Auflage). Berlin.
- HEIDEGGER, Martin  
 1954: Bauen Wohnen Denken, in: Ders., *Vorträge und Aufsätze*. Stuttgart, 139–156.
- HERRMANN, Paul  
 2001: *Deutsche Mythologie* (5. Auflage, zuerst 1898). Berlin.
- HESSLER, Carl (Hrsg.)  
 1904: *Hessische Volkskunde*. Marburg.
- HISTORISCHES WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHIE  
 1987: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Hrsg. RITTER, Joachim und GRÜNDER, Karlfried. Band 6, Darmstadt.
- HOFFMANN, Wilhelm  
 1932: *Rheinhessische Volkskunde*. Bonn–Köln.
- HOLLWEG, August  
 1950: *Das zünftige Richtfest*. Münster.
- HOWEY, M. Oldfield  
 1930: *The cat in the mysteries of religion and magic*. London.
- HUBAD, Franz  
 1886: Slavische Gebräuche beim Hausbau. *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 50, 298–301.
- HUNDHAUSEN, Emil  
 1961: Bauopfer im östlichen Siebkreis. *Zeitschrift für Rheinisch-Westfälische Volkskunde* 8, 116–117.
- JAHN, Ulrich  
 1884: *Die deutschen Opfergebräuche bei Ackerbau und Viehzucht. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie und Altertumskunde*. Breslau.
- JÄHNS, Max  
 1872: *Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen: eine kulturhistorische Monographie*. (2 Bände), Leipzig.
- JESSE, Wilhelm  
 1930: Bauopfer und Totenopfer. *Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde* 8, 1–21.
- THE JEWISH ENCYCLOPEDIA  
 1903: *The Jewish Encyclopedia*. Vol. IV, New York–London.
- JÜDISCHES LEXIKON  
 1929: *Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden*. Begründet von HERRLITZ, Georg und KIRSCHNER, Bruno. Bd. 3, Berlin.
- JÜNGER, Ernst  
 1932: *Der Arbeiter: Herrschaft und Gestalt*. Hamburg.
- JURSCH, H.–JURSCH, I.  
 1951: *Hände als Symbol und Gestalt*. Berlin.
- KAINDL, Raimund Friedrich  
 1890: Hausbau und Bauopfer bei den Ruthenen. *Am Ur-Quell. Monatsschrift für Volkskunde* I, 85–86.  
 1897: Haus und Hof bei den Rusnaken. *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde* 71, 135 ff.
- KAINZBAUER, P.  
 1988: *Bauopfer. Vom Menschenopfer zur Haussegnung*. Ried.
- KAUFMANN, Otto  
 1911: *Eine Sammlung alter und neuer Richtfest-Reden und Sprüche für Maurer und Zimmerer*. Berlin.
- KLEIN, Walter (Hrsg.)  
 1986: *Sprüche, Lieder, Geschichten der Männer vom Bau*. Bremen.
- KLUSEMANN, Kurt  
 1919: *Das Bauopfer. Eine ethnographisch-prähistorisch-linguistische Studie*. Graz und Hamburg.
- KNAURS LEXIKON DER SYMBOLE  
 1998: *Knaurs Lexikon der Symbole*. Hrsg. BIEDERMANN, Hans. München.
- KÖHLER, Rainhold  
 1894: Eingemauerte Menschen in: Ders., *Aufsätze über Märchen und Volkslieder*. Berlin, 36–47.

- KRAUSE, Karl Christian Friedrich  
 1986: *Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft, mitgeteilt, bearbeitet und in einem Lehrfragstücke verurteilt von Karl Christian Friedrich Krause*. Band 1–2, Vaduz (Neudruck der Fassung von 1849).
- KRAUSS, Friedrich Solomo  
 1887: Das Bauopfer bei den Südslaven. In: *Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien* 7 (Neue Folge), 16–24.  
 1890: *Volks Glaube und religiöser Brauch der Südslaven*. Münster.
- KRETZENBACHER, Leopold  
 1958: Der Hahn auf der Kirchturm. Sinnzeichen, Bibelexegese und Legende. *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde* 9, 194–206.
- KURTS, F.  
 o. J.: *Handbuch der deutschen Mythologie* (zuerst Leipzig 1869). Essen.
- LAGUTT, Jan K.  
 1958: *Der Grundstein der Freimaurerei. Erkenntnis und Verknennung*. Zürich.
- LEACH, M.  
 1961: *God had a dog*. New Brunswick–New Jersey.
- LECHNER, Maria-Lioba  
 1953: *Das Ei im deutschen Brauchtum. Beiträge zur Volkskunde*. Zürich.
- LEHMANN, Emil  
 1926: *Sudetendeutsche Volkskunde*. Leipzig.
- LEHRMANN, Wilhelm  
 1891: Bauopfer. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde II*, 189–190.  
 1892: Bauopfer. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde III*, 164 ff.
- LEWYSOHN, L.  
 1867: *Die Opfer des alten Testaments – ein Beitrag zum Studium der biblischen Archäologie*. Bamberg.
- LIEBRECHT, Felix  
 1879: Die vergrabenen Menschen, in: Ders., *Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze*. Heilbronn, 284–296.
- LÖHER, Franz von  
 1928: *Gab es bei den Germanen Menschenopfer?* Freiberg in Sachsen.
- MADER, Euaristus  
 1909: *Die Menschenopfer der alten Hebräer und der benachbarten Völker*. Freiburg i. Br.
- MAGYAR NAGYLEXIKON  
 1998: *Magyar Nagylexikon*. Band 7, Budapest.
- MANGOLD, Ursula von (Hrsg.)  
 1967: *Das große Buch der Hand. Deutung der Hand durch fünf Jahrhunderte*. München.
- MAUSS, Marcel  
 1968: *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Frankfurt a. M.
- MESTORF, Johanna  
 1894: Bauopfer. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde V*, 157–158.
- MEYER, Elard Hugo  
 1891: *Germanische Mythologie*. Berlin.
- MEYER  
 1849: *Meyers Conversationslexikon*, Originalausgabe. Band 14, Hildburghausen.  
 1908: *Meyers Großes Konversationslexikon* (6. Auflage). Band 8, Leipzig und Wien.
- MOGK, Eugen  
 1915: Das Ei im Volksbrauch und Volksglauben. *Zeitschrift für Volkskunde* 25, 215 ff.
- MONMERT, Carl  
 1905: *Menschenopfer bei den alten Hebräern*. Leipzig.
- MOTHES, Oscar  
 1875–1876: *Illustriertes Baulexikon* (3. Auflage). Band 2, Leipzig und Berlin.
- MÜLLER ZEIS, Rita  
 1994: *Griechische Bauopfer und Gründungsdepots*. Saarbrücken.
- NAGEL, Ulrich  
 1987: *Bauen ist eine Lust ..., Sprüche, Gedichte, Lieder und Bräuche vom Bauen*. Berlin.
- NENNIUS  
 1980: *British History and The Welsh Annals*. Edited and translated by John MORRIS, London–Chichester.

- NORK, Friedrich (eigtl. Friedrich Korn, ursprünglich Selig Kohn)  
 1849: *Die Sitten und Gebräuche der Deutschen und ihrer Nachbarvölker*. Stuttgart.
- OTTO, August  
 1889: *Zur Geschichte der ältesten Haustiere*. Breslau.
- OTTO, Eduard  
 1920: *Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung* (5. Auflage). Leipzig.
- PALLAS NAGY LEXIKONA  
 1893: *Pallas Nagy Lexikona*. Band 1, Budapest.
- PFEIFFER, Friedrich Wilhelm  
 1855: *Das Roß im Altdeutschen*. Breslau.
- PIERER  
 1859: *Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes en-cyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe* (4. Auflage). Band 7, Altenburg.
- PINGUET, Maurice  
 1996: *Der Freitag in Japan. Geschichte der Japanischen Kultur* (2. Auflage). Frankfurt a. M.
- PONTIFICALE ROMANUM  
 1939: Pontificale Romanum (Auszug Deutsch), in: *Editio typica* (Regensburg seit 1888). Paderborn.
- RANCK, Christoph  
 1907: *Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses*. Leipzig.
- REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE  
 1927: *Reallexikon der Vorgeschichte*. Hrsg. EBERT, Max. Band 8, Berlin.  
 1928: *Reallexikon ...* Band 11, Berlin.
- RECLAMS BIBELLEXIKON  
 1992: *Reclams Bibellexikon*. Hrsg. KOCH, Klaus, OTTO, Eckart, ROLOFF, Jürgen, SCHMOLDT, Hans. Stuttgart.
- REINALTER, Helmut  
 2000: *Die Freimaurer*. München.
- REINICKE, Ludwig  
 1926: *Das neue Haus ist aufgerichtet! Richtfest-Sprüche sowie Hausinschriften*. Mühlhausen.
- RIND, Michael M.  
 1996: *Menschenopfer. Vom Kult der Grausamkeit*. Regensburg.
- ROHLFS, Gerhard  
 1963: *Antikes Knöchelspiel im einstigen Großgriechenland. Eine vergleichende historisch-linguistische Studie*. Tübingen.
- ROWALD, Paul  
 1892: *Brauch, Spruch und Lied der Bauleute*. Hannover.  
 1904: *Geschichte der Grundsteinlegung*. Berlin.
- ROST, Leonhard  
 1982: *Studien zum Opfer im alten Israel*. Stuttgart u.a.
- SAINÉAN, Lazare  
 1902: Le rites de la construction d'après la poésie populaire de l'Europe orientale. *Revue de l'Histoire des Religions* XLV 359–396.
- SARTORI, Paul  
 1898: Ueber das Bauopfer. *Zeitschrift für Ethnologie* 30, Heft. 1, 1–54.  
 1903: *Die Speisung der Toten*. Dortmund.  
 1908: Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden, VIII. Baugebräuche. *Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde* 5, 172–184.  
 1910: *Sitte und Brauch, Erster Teil: Die Hauptstufen des Menschendaseins*. Leipzig.  
 1911: *Sitte und Brauch, Zweiter Teil: Leben und Arbeit daheim und draußen*. Leipzig.  
 1922: *Westfälische Volkskunde*. Heidelberg.
- SCHAMBACH, Georg-MÜLLER, Wilhelm (Hrsg.)  
 1948: *Niedersächsische Sagen und Märchen*. Stuttgart.
- SCHAMBERGER, Albert  
 1912: *Das Menschenopfer im Alten Testament*. Zeitz.
- SCHENKER, Adrian  
 1992: *Studien zu Opfer und Kult im Alten Testament*. Tübingen.
- SCHMIDT, Otto  
 1877: *Das Opfer in der Jahwe-Religion und im Polytheismus*. Halle.

- SCHRADER, Otto  
1917–23: *Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas* (2. Auflage). Band 1, Berlin und Leipzig.
- SCHWARZ, W.  
1896: Noch einmal die Hillebille. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 6, 444–445.
- SIMROCK, Karl  
1869: *Handbuch der deutschen Mythologie mit Einschluß der nordischen* (3. Auflage). Bonn.
- SPRENGER, R.  
1893: Bauopfer. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde* IV, 195 ff.
- SPINNER, J.  
1892: Bauopfer bei den Polen. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde* III, 165 ff.
- STENIN, Peter von  
1890: Über den Geisterglauben in Russland. *Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerekunde* 57, 268–270.
- STOLLREITER, Josef–GOLDBERG, Arnold  
1858: *Neue Richtsprüche. Richtsprüche für Neubauten aller Art. Zimmermannssprüche, Sprüche zur Grundsteinlegung, Hausinschriften. Lieder zum Richtfest*. Reutlingen.
- SZERB, Antal  
1975: *Ungarische Literaturgeschichte*. Youngsten, Ohio.
- TACITUS  
1973: *Germania*. Stuttgart.
- TEMPLER, Bernhard  
1926: *Die Entstehungsgeschichte des Opfer-Kultus im Mosaismus*. Wien–Leipzig.
- TYLOR, Edward Burnett  
1873: *Die Anfänge der Cultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte*. Band 1, Leipzig.
- VARGYAS, Lajos  
1960: Forschungen zur Geschichte der Volksballade – Die Herkunft der ungarischen Ballade von der eingemauerten Frau. *Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae* IX, 1–88.
- VOLKSMANN, H.  
1894: Bauopfer. *Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde* V, 158 ff.
- WAITZ, Theodor  
1860: *Anthropologie der Naturvölker*, Teil 2. Leipzig.  
1864: dass., Teil 4. Leipzig.  
1866: dass., Teil 6. Leipzig.
- WASMUTH, Günther  
1930: *Wasmuths Lexikon der Baukunst*. Band 2, Berlin.
- WEBER, F.  
1908: Bauopfer. *Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Bayerischen Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München* 6, 89–92.
- WEISS, Eugen  
1937: *Heute ist Richtfest*. Berlin.
- WEISS, Richard  
1946: *Volkskunde der Schweiz*. Erlenbach–Zürich.
- WELCKER, Philipp Heinrich  
1843: *Der Ahnherr und sein Haus. Zum Andenken an die Grundsteinlegung des Friedenssteines durch Herzog Ernst den Frommen den 26. October 1643*. Gotha.
- WESTERMARCK, Edward  
1907–09: *Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe*. (2 Bände), Leipzig.
- WILLI-PLEIN, Ina  
1993: *Opfer und Kult im alttestamentlichen Israel*. Stuttgart.
- WINKLER, C.  
1969: Die Hand Gottes im alten Testament. *Bibel und Leben* 10, 295–299.
- WISSELL, Rudolf  
1974: *Des alten Handwerks Recht und Gewohnheit* (2. Auflage). Band 2, Berlin.
- WLISLOCKI, Heinrich von  
1883: *Volks Glaube und religiöser Brauch der Magyaren*. Münster.



- WÖRTERBUCH DER DEUTSCHEN VOLKSKUNDE  
 1996: *Wörterbuch der deutschen Volkskunde* (3. Auflage). Stuttgart.
- WÖRTERBUCH DER SYMBOLE  
 1991: *Wörterbuch der Symbole*. Hrsg. LURKER, Manfred. Stuttgart.
- WOLF, J. W.  
 1853: Einleitung. *Zeitschrift für Deutsche Mythologie und Sittenkunde I*.
- WREDE, Adam  
 1922: *Rheinische Volkskunde*. Leipzig.  
 1924: *Eifler Volkskunde*. Bonn–Leipzig.
- WUTTKE, Adolf  
 1925: *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*. Dritte Bearbeitung von MEYER, Elard Hugo (4. Auflage). Leipzig.
- ZARETZKY, Otto  
 1905: Zur Hillebille. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 15, 93–94.  
 1906: Nochmals die Hillebille, in: *Ebd.* 16, 430 ff.
- ZEDLER, Johann Heinrich  
 1735: *Universal Lexikon aller Wissenschaften und Künste*. Hrsg. von Johann Heinrich ZEDLER. Band 11, Halle und Leipzig.
- ZEUNER, Frederick Everard  
 1967: *Geschichte der Haustierte*. München–Basel–Wien.
- ZINGERLE, Ignaz V.  
 1853: Die Kröten und der Volksglaube in Tirol. *Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde*. 1, 7–18.